P. O. germ.
421 m. 12

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36634808660012

<36634808660012

Bayer. Staatsbibliothek

C. Pluth f. Praga

Bibliothek

für

Freunde des feinen Geschmacks

zur

angenehmen Unterhaltung.

Herausgegeben

von

Störchel,

Verfasser Karl des Zwölften, u. s. w.

Zweyter Band.

Leipzig, 1802.

In der Daisenberger'schen Buchhandlung.

Bibliothek

für

Freunde des [illegible] Geschmacks

an

angenehmen Unterhaltungen.

Herausgegeben

von

[illegible]

[illegible]

Zweyter Band.

Leipzig, 1802.
In der [illegible] Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Todenköpfe.

Um das hochnoble Fräulein Braut —
Bräumeisters Suschen — auf den Maskenball
zu führen,
Und dann beim Fakelschein und runder Schellen
Laut
Im Schlitten durch die Strassen zu kutschieren,
Stieg Junker Tapps — seit vierzehn Tagen schon
Macht er, als Bräutigam, sich selbst zum
Reichsbaron —
In die geputzte Staatskarosse.
Hanns zog die Pferde aus dem Stall,
Und von dem halbverfallnen Schlosse
Giengs in die Stadt, zur Braut, zum Carnevall.

Die Strasse führte hart vorbei
An einer alten Kirchhofsmauer,
Und Rapp und Schimmel wurden scheu;
Selbst unsern Tapps ergrief ein Fieberschauer,

Als er — den Kopf herausgestreckt —
Hoch aufgethürmt durch Todengräbers Hände,
Damit der Wandrer ein: memento mori! fände,
Ein volles Knochenhaus entdeckt.

Der ungelenke Wagen droht
Auf ebnem Wege seine Gnaden
Im nachbarlichen Sumpf und Koth
Des vollen Grabens auszuladen;
Doch Hanns verdoppelt Hieb und Stoß,
Was kümmert ihn das Geisterwesen,
Er poltert, tobt, und flucht dem Bösen
Zehn tausend Teufel kettenlos.

Noch glücklich gehts vorbei. — „Sey ruhig armer Tropf!
Spricht Tapps zu seinem Knecht, — „die klugen Thiere wissen,
„Daß sie — wie hier — vor eines Junkers Kopf
„Im Tode noch Respekt behalten müssen;
„Drum sanken die erschrocknen Pferde
„Vor Ehrfurcht bloß beinahe auf die Erde.
„Denn, weißt du wohl, wie Jedermann
„An Todenköpfen, Rippen, Beinen,
„Die hier sich sonderbar vereinen,
„Der Stände Unterschied noch immer finden kann?

„O nein! spricht Hanns — „im Todenreich
„Sind wir, mein lieber Herr! einander alle gleich.

„Nein Pinsel! höre zu; ich will dir's besser sagen:
„Die Knochen, die wir Tappse einst getragen,
„Behalten noch, selbst nach dem Todestanz,
„Ganz eigne Nettigkeit und Eleganz.
„Sieh nur zurück, dort, wo die Schädel liegen,
„Dort zeichnet sich im Knochenhaus
„Ein glänzend weißer Kopf vor allen andern aus,
„Das glaube mir, ich habe mit Vergnügen,
„In diesem Glanz so wunderschön,
„Des Onkels — Roch von Tapps — berühmtes Haupt ersehn.
„Die schmutzig grauen dort — das sieht wohl jedes Kind,
„Daß es nur Pöbelschädel sind.

„Hm! brummte Hanns; man lernt auf solche Weise
„Doch in der Welt sein Lebelang nicht aus.
„So alt ich bin, komm ich von dieser Reise
„Viel klüger noch wie sonst nach Haus.

Der Tag begann sich schon zu neigen,
Als in der Abendsonne Strahl
Sich weiß und glänzend allzumahl
Auf Allabaster Art zwölf Todenköpfe zeigen
Vom nahgelegnen Hochgericht.
Hanns guckt und reibt sich das Gesicht:
„He Junker! seht doch nur einmal,
„Dort blickt ein ganzes Schädelheer
„Von hohen Rädern in das Thal.
„Nicht wahr, nach eurer klugen Lehr
„Sind's sicher Honorazioren?
„Die Rosse bäumen sich; ja ja, ihr habet Recht
„Es sind Hochwohlgeboren
„Vom alten Tappsischen Geschlecht!! —

Bürger.

Selnidens Urtheil über Lessings Emilia Gallotti.

Das Trauerspiel gefällt mir sehr;
Doch Emys Vater ist ein Erztyrann — ich schwöre:
Wenn mein Papa so grausam wäre,
Ich lebte wahrhaft auch nicht mehr!

E. W. Reich.

Der Traum.

Bei nächtlicher Weile, im kleinen Kloset,
Da streckt ich die Glieder aufs wärmende Bett;
Und träumte, das Schicksal ertheile mir Gaben,
Wie Götter und Feen sie einzig nur haben.
Ich hatte den Zügel der Welten in Händen,
Und konnte nach Willkühr sie drehen und wenden.
Da fiel mirs zur rechter Zeit ein,
Den Menschen nach Willen zu seyn.
Ich ließ sie nun alle versammeln,
Wohl diese, die lallen, und jene die stammeln.—
Nun Kinderchen! rief ich in freundlicher Hast,
Was wünscht ihr, was ist euch zur Last?
„Gieb uns den Frieden, so seufzten die Einen,
„Nein! riefen die Andern, Krieg den Gemeinen!
Dann riefen zusammen im Chor
Die Stimmen mir folgendes vor:
„O! schaff' uns den Himmel der Türken,
„So wollen wir handeln und wirken.—
„Die Weiber die wollen wir theilen,
„Mit ihnen die Leiden des Lebens uns heilen.—
„Nur Eine soll jeder behalten,
„Sonst würde die Liebe erkalten.—

„Noch weiser als Sokrates wollen wir seyn. —
„Nein dumm, und dumm laß uns verbleiben
allein. —
„Ein ewiger Frühling soll uns umwandeln. —
„Wie Götter, so wollen wir leben und handeln. —
„Mich mache zum König der Welt! —
„Mir gebe Vergnügen und Geld. —
„Im Wasser da will ich blos leben! —
„In Lüften gleich Vögeln erlaub' mir zu schweben! —
„Am besten, du räumest uns deine Gewalt,
„Denn Schicksal! zum Herrschen, da bist du
zu alt! —
Ha Menschen! so rief ich im lodernden Grimm,
O! glaubet, mit mir ist es noch nicht so schlimm.
Ihr Thoren! ihr seyd es nicht werth,
Was jener und dieser begehrt.
Geht — packt euch von hinnen,
Denn alle und alle seyd ihr von Sinnen.
Es bleibet beim alten,
An eisernen Ketten nur will ich euch halten.
Zu Ende der Rede da wachte ich auf,
Und biete das Träumchen nun jeden zum Kauf.

Becher.

Don Felix.

Eine Novelle nach dem spannischen.

Don Felix ward mit allen den Vorzügen gebohren, die einen Edelmann glücklich machen können. Schon sein Name schien ihm als der Vorbote des künftigen Glücks gegeben worden zu seyn. Er stammte aus einem der ansehnlichsten Häuser in Plazentia, war reich, wohlthätig, schön von Gestalt, und verband mit diesen Eigenschaften einen unerschüterlichen Muth, welcher ihn in so viele Abentheuer verwickelte, und ihm so viel Feinde zuzog, daß er sich gezwungen sah, sein Vaterland zu verlassen, und mit dem Heere, welches Philipp der zweite gegen die Mauren sandte, nach Afrika zu ziehen, um nur den Nekereyen seiner Gegner und einem Liebeshandel vor der Hand auszuweich en.

Er reiste deßhalb nach Barcelona, wo Don Franzesko de Mendoca Admiral der spannischen Seemacht sich eben einschiffen wollte, um den festen Plätzen Mazalquivir und Oran zu Hilfe zu kommen. Die Flotte seegelte nach Afrika hinüber, und die Mauren zogen sich bei ihrer Ankunft zurück. Don Franzesko verfolgte sie, und lieferte ihnen eine Schlacht. Der Kampf war von beiden Seiten heftig, und kein Theil wollte dem andern weichen. Don Felix hatte sich im Feuereifer des Gefechtes zu weit gewagt, und ward von seinen Gefährten getrennt. Nichts destoweniger wehrte er sich tapfer, obgleich er sich übermannt sah, und erst als sein Degen brach, gab er sich gefangen; Almanzor einer von den Baschen des maurischen Heeres hatte seine Tapferkeit bewundert, und ihn lieb gewonnen. Er wählte ihn zu seinem Sklaven, und führte ihn mit sich nach Algier, wo er ihn mehr wie einen Freund, als einen Gefangenen behandelte. Selbst die rohesten Barbaren achten heroische Tugenden, und wissen den Tapfern zu schätzen.

Don Felix gewann des Bascha Vertrauen in wenigen Tagen, und dieser ward ihm so gewogen, daß er ihm die Freiheit, und eine

glänzende Belohnung versprach, wenn er einem seiner Plane hilfreiche Hand bieten wollte.

An dem Hofe des Dey von Algier lebte eine junge Witwe mit Namen Zaide, die in ihrer Person mit der reitzendensten Bildung auch unermäßliche Reichthümer verband. Der Bascha war in sie heftig verliebt, hatte aber bisher noch nicht das Glück gehabt, ihr Herz zu seinen Gunsten zu rühren. Er wählte deßhalb Don Felix zu seinem Liebesboten, den er der schönen Witwe schenken wollte, um bei ihr für ihn zu sprechen.

Don Felix nahm den Antrag an. Er wurde zu Zaiden gebracht, die ihn sehr zuvorkommend empfieng, und da sein Aeusseres ihr wohl gefiel, machte sie ihn zu ihrem Haushofmeister, welcher Posten ihn seine Sklaverei nicht im mindesten fühlen ließ.

Da er oft Gelegenheit hatte mit seiner schönen Gebieterinn zu sprechen, so ermangelte er nicht dem Bascha aufs beste das Wort zu führen, aber Zaide schien seiner Reden nicht zu achten, und da er in seinen Vorstellungen zu heftig wurde, erbitterte sie diese Dreistigkeit so sehr, daß sie Don Felix seines Postens entsetzte, und ihn gleich einem gemeinen Sklaven in dem Garten arbeiten ließ.

Jezt hatte Don Felix Ursache den Eifer zu bereuen, mit welchem er für den Bascha sich verwendet hatte. Er sah ein, daß Zaide einen andern lieben müsse, und des Bascha Unglück rührte ihn um so mehr, als er selbst die Pein zurückgewiesener Liebe kannte. Auch er hatte ein Liebchen in seinem Vaterlande, von der getrennt zu seyn ihm es sehr schmerzlich war.

Eins Abends sang er ein Liedchen von seiner Maria, und versetzte sich in die Errinnerung verflossenen Zeiten. Zaide hatte ihn behorcht, und schien von seinen Leiden gerührt zu seyn. Sie war begierig seine Schicksale zu wissen, und sandte vier Diener ab, ihn auf ihr Gemach zu bringen.

Don Felix, welcher glaubte, man wolle ihn zu irgend einer neuen Mißhandlung führen, widersetzte sich ihnen, unterlag aber der Menge, und wurde vor Zaiden gebracht, die ihn nach erstatteten Bericht in ein Gefängniß führen ließ. Ihr Blick sagte ihm jedoch, daß er nichts zu fürchten habe, und er gieng beruhigt in den Kerker.

Einige Stunden nach diesem Vorfall kam Zaide selbst und leitete ihn auf ihr geheimstes Kloset. Sie verzieh ihm sein Betragen, und for

derte von ihm die Erzählung seiner Liebesgeschichte in Spannien.

Don Felix dankte ihr für ihre Güte, gestand aber auch zugleich, daß ihn ein Schwur bände die Geschichte seiner Liebe zu verheimlichen. Zaide drang nun nicht mehr deßhalb in ihn, denn die Mahometaner halten auf Schwüre. Sie ließ sich nun die tapfern Thaten des geendigten Feldzugs erzählen, und so sehr als Don Felix die seinigen bescheiden vorbrachte, so fanden sie doch ihren völligen Beifall, und sie gestand, daß ihre Liebe einem gewissen Soliman dem ersten nach dem Dey in dem Staate von Algier gehöre, bloß weil er sich in allen Kampfspielen am tapfersten verhalten habe, wo ihm Almanzor weit zurückstände.

Don Felix nahm Almanzors Parthie, und versicherte dieser wäre noch tapferer als Soliman, welcher nur in Schimpfspielen Preiße errang, wo Almanzor Lorber auf dem Schlachtfelde erkämpfte. Er schlug ihr vor einen ernstlichen Kampf, doch nicht gerade auf Tod und Leben, den beiden Nebenbuhlern aufzutragen, und dem Sieger ihre Hand zu geben, auf welche Art ihr Ehrgeitz völlig befriedigt sein würde.

Zaide nahm den Vorschlag an, und Don Felix eilte zu Almanzor ihm diese Nachricht zu hinterbringen. Dieser war nicht wenig darüber betreten, da er gar nicht der Held war, für welchen ihn Don Felix ausgegeben. Er beruhigte sich aber, als ihm dieser erklärte, er solle zwei gleiche Rüstungen machen lassen, und er selbst wolle statt seiner kämpfen. Almanzor war bei diesem Antrag vor Freuden außer sich, denn er zweifelte nicht, daß des Fremdlings

Tapferkeit den Sieg davon tragen, und er durch diese List Zaidens Besitz erringen würde.

Der Tag, die Stunde des Kampfes, wurden bestimmt, und der ganze Hof, und alle Einwohner von Algier, versammelten sich zu diesem seltenen Schauspiel. Soliman ritt in den Schranken, mit aller Pracht gekleidet, auf einem stolzen Arraber, und seine Blicke ruhten im Bewußtsein seiner Geschicklichkeit auf den Zuschauern. Der Bascha oder vielmehr Don Felix war nicht minder kostbar gerüstet, aber er hatte weislich Sorge getragen sein Gesicht zu verdecken. Auf seiner Schulter las man die Worte mit Gold gestickt: Nur tod, oder als Sieger wird man mein Antlitz sehen.

Nach einigen Zeremonien begann der Kampf, und nach einem hartnäckigen Wiederstand von beiden Seiten wurde endlich Soliman in den Sand geworfen. Laut riefen die Zuschauer den Bascha (Don Felix) als Sieger aus, und dieser entfernte sich schnell, als wollte er sich bescheiden dem allgemeinen Beifall entziehen. Als er in des Bascha Pallast anlangte, nahm der Bascha selbst Felix Stelle eben so gerüstet ein, und eilte zu Zaiden ihren Besitz sich durch eine schnelle Verbindung zu sichern.

Don Felix erhielt zur Belohnung die Freiheit und die köstlichsten Geschenke von Almanzor, und reiste mit einem genuesischen Schiffe nach seinem Vaterlande.

Wohlbehalten kam er in Madrit an, und erzählte mit Verschweigung seines Namens in einem Gasthofe, an der öffentlichen Tafel, die Abentheuer, welche er in Algier bestanden.

Seine Zuhörer hatten bisher stillschweigend ihm zugehört, aber auf einmal rief ein Bürger: „Sennor! ihr erzählt so sonderbare Thaten, deren nur ein Don Felix von Placentia fähig ist. Indeß wir können euch das Gegentheil nicht beweisen, und es bleibt uns vor der Hand nichts übrig, als euern Reden Glauben beizumessen.

Don Felix lächelte, sich seines eigenen Lobes freuend, und der Bürger fuhr fort. „Schade daß dieser tapfere Mann nicht in Spannien ist, um sich mit dem Ritter Valcurcel zu messen, der den Ruhm des tapfersten Kämpfers in unserm Lande genießt."

Bei diesen Worten fühlte Don Felix eine Art von Ehrsucht in seinem Herzen sich regen, und beschloß, ohne den schon erworbenen Ruhm auf Spiel zu setzen, unter einem fremden Namen, mit dem Ritter Valcurcel zu kämpfen. Er nahm seinen Weg über Placenzia, wo er seinen Bruder besuchte, nach Murcien, um dort den Nebenbuhler seines Ruhms aufzusuchen. Er fand ihn unterwegs nach seinem Landgute, und trug ihm sein Anliegen vor. Valcurcel nahm den angetragenen Kampf an. Eine Wiese ward zum Schauplatz ihres Kampfes ausersehen.

Dießmal verließ Don Felix die Göttin der Tapferkeit. Er unterlag seinem Gegner, und ward gefährlich verwundet. — Man brachte ihn in das benachbarte Schloß eines Edelmanns, wo er sein Testament machte, und seinen Sieger edelmüthig darin bedachte.

Auf seinem Todebette ließ er Valcurcel zu sich ruffen, und bat ihn folgende kurze Erzählung zu beherzigen.

„Vor etwa sechs Jahren machte ich die Be„kanntschaft einer gewissen Donna Maria, einem „herrlichen, liebenswürdigen Mädchen. Sie war „eine Weise, ohne Schutz, sich selbst überlassen. „Der Sohn des Corregidors in Placenzia that „ihr unverschämte Antrage, und wollte sie durch „seine Niederträchtigkeiten zwingen seine Gattin „zu werden. Ich nahm mich ihrer an, und „hatte das Unglück, bei einem zu weit getriebe„nen Streite, ihn tödlich zu verwunden. Um „dem Prozesse auszuweichen, welcher mir von „seiner Familie bevorstand, gieng ich nach Afri„ka, und kam — ach leider zurück, um den „Tod zu finden, der mich mitten unter den „Barbaren verschont hatte.

„Maria ist jetzt mehr als je den Gefahren „der Verführung ausgesetzt, nehmen sie sich ih„rer an, und es ist mein letzter Wunsch, daß „sie die Gattin meines tapfern Besiegers wer„den möchte. Hinterbringen sie ihr meine letz„ten Worte, und sie wird sie gewiß von dem „Manne ehren, den sie so innig geliebt hatte. „Maria von Vargas ist jeder Liebe werth, und „in ihren Armen blüht die Blume der Zufrie„denheit und Ruhe.“

Wenige Stunden nach dieser Rede starb Don Felix und Valcurcel ließ ihn auf das prächtigste begraben. Er hinterbrachte hierauf dem Bruder des Don Felix das Testament, und begab sich zu Donna Maria, die mit wahrer Betrübniß den Tod ihres Geliebten beweinte. Valcurcel suchte sie zu trösten, und es glang ihm so wohl, daß sie in Zeit von einem Jahre dem rüstigen Tröster ihre Hand gab.

Polt.

was über den Zweck des menschlichen Lebens
— über Geselligkeit — Freundschaft
— und Liebe. *)

Für einen denkenden Geist bietet das menschliche Herz reichhaltigen Stoff zu ernsten, wichtigen Betrachtungen dar. Schwäche und Stärke desselben unterliegen so sehr dem Zwange der Verhältnisse, daß es nichts leichter ist, als durch die manichfachen Wendungen seiner Neigungen vollkommen getäuscht zu werden. — Der

*) Diese Aufsätze sind Fragmente aus einem noch ungedruckten Werke, welches nächstens unter dem Titel: Lebensklugheit — gegründet auf Menschenkenntniß und Erfahrungen, auf dem Wege zum menschlichen Herzen, zum gefälligen Umgange, und zum Glücke — für alle Stände und Verhältnisse, — herauskommen wird.

D. H.

Mensch von kalter Uiberlegung sieht da ein weites Feld von Wechselgefühlen vor sich, und trügt sich dennoch, ob er gleich mit eiserner Standhaftigkeit der Ursache dieser oder jener Empfindung nachgeht, und hinter dem Schilde kluger Vorsicht den Trugkünsten konvenzioneller Feinheiten entgegensieht; — um wie viel leichter wird jener Arglose getäuscht, der mit einem Herzen voll empfänglicher Güte, mit einer Brust voll Theilnahme jedem anscheinenden Ausbruche edler Eigenheiten die offenen Arme entgegenstreckt, und, indem er mit schuldloser Unbefangenheit die vermeinte Tugend an sich zu schlüssen wähnet, bloß eine lachende Larve küßt, hinter welcher ihm das Fratzengesicht des hämischen Neides und der Falschheit anspöttelt.

Daß wir Menschen uns selbst betrügen, folglich auch um so leichter betrogen werden, ist eine ausgemachte Wahrheit, die nicht schwer zu enträthseln ist, wenn man nur auf das Triebrad aller unsrer Handlungen zurückblickt. Der seichte Grund, auf dem wir all unsre Pläne bauen, heißt Eigendünkel, und wird die Mutter der allgemeinen Täuschung. Jeder hat seine Maximen und Lebensregeln, auf die er sich nicht wenig zu gute thut, die er für die richtigsten hält, und, durch falsche Anwendungen

anscheinender Erfahrung getäuscht, für erprobt ansieht.

Sollte man glauben, daß der größte Schwächling sich die edelste Seelengröße anmasset, daß der Mensch voll kleinlicher Eigenheiten, voll Eigenliebe, seinen Nebenmenschen den Glauben an seinen eingebildeten Werth abzuzwingen sucht, und dessen mitleidiges Lächeln für einen Beweiß seines Beifalls nimmt, — daß der unleidliche Schwätzer sich der liebenswürdigste Adonis zu seyn dünkt, — daß die eitle Kokette sich für das Ziel der Wünsche der edelsten Jünglinsherzen haltet, und in dem Wahne sieht, ihren Reitzen und eingebildeten Vorzügen könne auch das kalteste Gefühl nicht widerstehen, — daß der Dümmling, auf vermeinte Kenntnisse stolz, sich bläht, und mit einer Miene voll Gewicht auf den Klügern, Einsichtsvollern herabseht, welcher mit schonender Zurückhaltung seinen Schwächen nachgiebt.

Man verkennt so leicht und so gern sein eigen Herz; ist es dann ein Wunder, daß wir in der gegenseitigen Kenntniß des Menschen Neulinge bleiben, nachdem wir so willig jedem äußern Eindrucke nachgeben, und, durch unsre Wünsche unsre Lieblingsideen irre geführt, ge-

wöhnlich auf Abwege gerathen, da wir der Ursache dieses Eindrucks nachgehen.

Um also mit den Menschen auf eine gute Art auszukommen, muß man sich sowohl mit ihren Tugenden als Schwächen bekannt machen, um darnach im gegenseitigen Benehmen seine Maasregeln wählen zu können. Feine Menschen zu beurtheilen erfodert jedoch viel Erfahrung, und selbst der Erfahrenste, hat nicht für jede Fälle einen festen Grund, auf den er sich mit Sicherheit fassen könnte.

Aus eben dieser Rücksicht will ich es dem Leser nicht aufbürden, gegenwärtige Beurtheilungen für die einzig richtigsten zu halten, da derselbe in ähnlichen Fällen und unter den nemlichen Umständen ganz andere Erfahrungen gemacht haben kann, die jedoch mit ihren Folgen auf eben dem Wege fortgehen. Die Mittel, zu dem Innern des menschlichen Herzens zu gelangen, können auch so verschieden seyn, als manichfaltig dessen Wendungen sind. Es läßt sich also für diesen Zweck keine bestimmte Richtschnur vorschreiben, und wir müssen uns bloß mit der Anleitung zu einer allgemeinen Vorsicht begnügen.

Man täuscht sich oft in den besten Äußerungen eines edlen Herzens. Für ein gefühl-

volles Wesen kann dann nichts betrübenderes seyn, als sich in einem Menschen, den man seiner anscheinend guten Eigenschaften wegen lieb gewonnen hat, geirrt zu haben. Der Redliche möchte gerne alle seine Nebenmenschen gut und edel wissen. Er schlüßt sich an sie an, er liebt sie, wird getäuscht, und es kommen mit der Zeit Verhältnisse, die unvorhergesehenen schwarzen Absichten den trugvollen Schleier herabnehmen, und die verderblichste zugleich aber auch gewöhnlichste Schwäche der Menschheit, den Eigennutz, bloß geben. Die schöne Täuschung schwindet, man sieht sich betrogen.

Wir Menschen sind alle gewissen Schwächen unterworfen, aber es bleibt auch unsre heiligste Pflicht, über dieselben zu wachen, und diese nie zu Leidenschaften ausarten zu lassen. Selbst das schönste Ziel unsers Erdenlebens — eine frohe Geselligkeit, gründet sich auf einen Trieb, der sey er noch so edel, Eitelkeit und Eigennutz zum Geschwister hat. Wir lieben, um wieder geliebt zu werden. Wir streben, ringen, beeifern uns, nicht um mit tausenden den schönen edlen Zweck zu erlangen, sondern um tausenden vorzukommen, um tausende in Wahl und Ausübung zu übertreffen. Uiberall ist Vorliebe für unsern Werth mit

im Spiele. Allein, wo ist der Mensch, der so viel Selbstverläugnung besäße, diese gänzlich zu unterdrüken!

Man kann diese Erfahrung selbst aus unseren großmüthigsten Handlungen herleiten. Wir handeln edel, um uns selbst zu beruhigen, und durch ein frohes Bewußtseyn unserm Herzen das beste Zeugniß geben zu können. Wir beurtheilen unsre Pläne, unsre Handlungen und Absichten aus einem ganz andern Lichte, als es andere Unpartheiische thun. Sey auch leidenschaftliche Schwäche die Triebfeder irgend einer unsrer Unternehmungen, so hat sie doch für unsre Beurtheilung den edelsten Zweck zum Grunde. Wir modeln und formen so lange an ihr, bis wir sie für unsre Uiberzeugung zu einem reinen Triebe gebildet haben, und eifern, wenn ein Zweiter oder Dritter sie dafür nicht anerkennen will.

Dieß bestimmt aber nicht die Folge, daß Schwächen gerade Verbrechen seyn müssen. Auch Schwächen werden unter Umständen und Verhältnissen verzeihlich, nicht selten liebenswürdig. Oft zieren jene, die den selbstständigen Geist des Mannes verkleinern, sein Herz, und andere, die seinem Herzen Unempfindlichkeit zur Last legen, erheben die Größe seines Geistes

zur bewunderungswürdigen Höhe. Wir leben in einer Welt, wo die gütige Schöpfung alles in bestimmte Verhältnisse geordnet, und zu einem geselligen Genuße geleitet hat. Eine unendliche Zahl von Freuden gab sie uns, aber auch Herz und Verstand, um diese aufzusuchen. Sie setzte uns ein Ziel, in dem sich unser größtes Erdenglück vereiniget. Dieser Ruhepunkt unsrer irrdischen Seligkeit ist innere Zufriedenheit. Wir alle müssen ihn anerkennen, und doch lassen wir uns so oft von demselben durch Pläne unsrer Einbildung und unsers Eigendünkels entfernen, doch vergessen tausende der unumstößlichen Wahrheit, das nur eine gemeinschaftliche Liebe und harmlose Geselligkeit die Mutter unsrer Zufriedenheit werde.

Habe ich immer den schönen Zweck — die Liebe meiner Mitmenschen mir zu erwerben — vor Augen, so werde ich mich sorgfältig alles desjenigen befleißigen, was mich in den Augen Anderer liebenswürdig machen dürfte. Ich werde mein schuldloses Herz vor Lastern verwahren, und nach Vorzügen ringen, die meinen Werth entscheiden müssen. Das innere Bewußtseyn von meiner großmüthigen Denkungsart gegen meine Nebenmenschen wird mich innig vergnügt machen, und meine Freuden versüssen.

Geselligkeit kettet die Herzen der Menschen aneinander, und erfüllt sie mit gegenseitiger Liebe. Freilich giebt es tausende, die nur in so weit auf die Beförderung einer Geselligkeit Rücksicht nehmen, als diese ihren sinnlichen Wünschen entspricht, die die Mittel, Liebe zu erringen, für den Hauptzweck, und den wahren Zweck bloß für ein Mittel erstere zu erlangen, annehmen, — die nur darum nach der Liebe ihrer Nebenmenschen streben, um von ihnen ausgezeichnet, und tausend andern vorgezogen zu werden, die das gemeinschaftliche Ziel Geselligkeit aus der Ursache befördern helfen, weil es der einzige Weg ist, auf dem sie das Spiel ihrer Eitelkeit fortführen können. Allein auch diese machen in das gemeinschaftliche Einverständniß keinen Eintrag, weil sie Klugheit halber den Schein des wahren Zwecks beibehalten, um unter demselben ihre eigennützigen Absichten zu verbergen, und sich oft unwillkührlich unmerklich leiten lassen, wenn man nur die Kunst versteht, sich gegen sie vorsichtig zu benehmen, und ihren Schwächen nicht zu nahe zu treten.

Daraus folgt, daß ein kluger Umgang mit Menschen die Mutter einer gewissen freundschaftlichen geselligen Harmonie wird. Man

kann sich durch denselben eben so gut Haß, als Liebe zuziehen. Ersteres um so leichter, da der Mensch zu viel Blößen hat, um diese zu jeder Stunde für jedes Verhältniß zu verbergen. In einem gefährlichen Augenblicke wirkt die Bemerkung unsrer geringsten Blöße mit mehr Eindruck des Abscheues, als in gleichgiltigeren Zeitpunkten offenbare Vergehungen leidenschaftlicher Triebe. Daher erfordert der Umgang mit Menschen eine strenge Aufsicht über sich selbst, und die genaueste Beobachtung der bewährten Lebensregel — sich jederzeit, so viel als möglich, von der guten Seite zu zeigen.

Wahre Tugend bleibt selbst den lasterhaftesten Menschen schätzbar. Fühlt auch der Böse jezuweilen Neid und Haß gegen seinen bessern Mitmenschen, so giebt es dennoch Augenblicke, wo dessen Tugenden ihn mit Ehrfurcht gegen denselben erfüllen, und wo er, wenigstens in seinem Herzen, ihm das Vorrecht eines entschiedenen größeren Werths einräumt.

Zwischen Schwächen und Gebrechen besteht ein fast unmerklicher aber dennoch sehr bedeutender Unterschied. Schwächen sind oft zu dulden, Gebrechen können aber unmöglich liebenswürdig machen. Dennoch aber haben wir, wenn wir

ganz den Zweck der Geselligkeit erreichen wollen, darauf zu sehen — mit unsern Tugenden nicht glänzen zu wollen — um durch diese keinen Neid und Argwohn in unsre Eigenliebe, die durch sich selbst schon ein Gebrechen wäre, zu erregen. Selbst die richtigsten Mittel, die Liebe unsrer Nebenmenschen zu erringen, können uns unmerklich von dem Hauptziele entfernen, wenn wir sie übel anwenden.

Unstreitig bleibt der erste Schritt, der uns dem Herzen eines andern näher bringen soll, jener in den Besitz seines Zutrauens. So lange eine gewisse unschlüssige Zurückhaltung zwischen zween Menschen obwaltet, werden die Gefühle nie zur Harmonie übergehen. Habe ich aber das Vertrauen eines Menschen gewonnen, habe ich es dahin gebracht, daß derselbe mich für das erkennt, was ich bin, so habe ich dadurch auch einen giltigen Anspruch auf dessen Freundschaft errungen.

Die nähere oder entferntere Uibereinstimmung unserer Gefühle bestimmt die Gränzen

der Freundschaft. Es giebt konvenzionelle Freundschaft, es giebt auch Liebe.

Meinen Leserinnen dürfte es auffallen, daß ich das ihrem Geschlechte so heilige Gefühl der Liebe in die Gränzen der Freundschaft zurücksetze, und sie auf den Gedanken leite, als wäre ich gesonnen, die Allkraft dieser heftigen Empfindung zu widersprechen.

Sie des Gegentheils zu überweisen, sehe ich mich genöthigt, meine Meinung darüber zu erklären.

Meiner Beurtheilung nach giebt es eine doppelte Art der Liebe, nemlich jene der heftigen hinreißenden Leidenschaft, und die des sanftern harmonischen Gefühls, das uneigennützig edle Herzen an einander kettet, Freunde verbrüdert, und Geschwister mit zärtlicher Theilnahme an einander schlüßt.

Erstere beruht gewöhnlich auf dem seichten Grunde eines Eigendünkels, und hat nicht selten leidenschaftliche Eigenliebe zur Mutter. Man will ausgezeichnet werden, sucht einen Gegenstand, dringt demselben sein Herz auf, braucht tausend Künste, um den ersten Rang in dessen Besitze zu behaupten, ergiebt sich schnell dem Wechsel zerknirschender Empfindungen, und erweckt in sich selbst Stoff zur Qual und Unruhe.

Tausend Marter einer immer regen Eifersucht ängstigen uns, und werden die Mörder unsrer Zufriedenheit. Das schöne Gefühl geht in eine hinreißende Leidenschaft über, und diese zweck lose Schwärmerey nimmt man für wahre, ächte, einzige Liebe.

Troz den traurigsten Wendungen dieser Art von Empfindung ist dieser Glaube dennoch allgemein, weil das menschliche Herz nur zu sehr gewohnt ist, von äußern Eindrücken auf innere Stimmung zu abstrahiren. Dieses trift um so mehr das sanftere Geschlecht, welches in jeder Art von Gefühlen Extremitäten liebt. Glauben sie nicht meine schönen Leserinnen, daß ich ihnen durch diese Bemerkung einen Vorwurf zu machen gedenke, denn ich halte diese überspannten Begriffe nicht einmal für eine Schwäche, sondern für den starken Trieb weiblicher Empfindlichkeit, der sie nach Maasgab ihres heftigen Gefühls zu gleich starken Foderungen zu berechtigen scheint.

Die Empfindungen ihres Geschlechts scheinen sanfter, als die des männlichen, sind aber im Grunde rascher, heftiger, anmassender. Ein weibliches Herz liebt heftig, liebt leidenschaftlich, und fodert übermässige Gegengefühle. Es will einzig und allein geliebt werden. Es fin-

det in der freundschaftlichen eigennutzlosen Harmonie nicht die Stärke der Theilnahme, die es in der leidenschaftlichen Liebe zu sehen glaubt. Der rasche Schwung der lezteren ist für dasselbe täuschender, als der sanfte Gang der erstern, der den Weg einer unbefangenen Gleichgiltigkeit zu bezeichnen scheint.

In dieser Rücksicht bleibt es allerdings verzeihlich, daß ihr Geschlecht die stürmische Leidenschaft dem reineren Gefühle freundschaftlicher Liebe vorzieht, da die ersteren heftigeren Ausbrüche mit mehr Eindruck auf ihre Reizbarkeit, auf ihr empfängliches Herz wirken. Ich will nicht behaupten, daß sie deßwegen nicht eben so rein und anhaltend sei, wie jene sanfte Empfindung, aber sie ist gerade ihrer Heftigkeit wegen gefährlicher. Der ihr so ganz eigene Hang zu eigennützigen Anmassungen giebt tausendfältigen Stoff zu Mißhelligkeiten, welcher bei dem Verhältnisse der stillen, freundschaftlichen Liebe wegfällt.

Diese wollen wir ein wenig näher beleuchten, um zu untersuchen, ob sie vor jener erstern eines Vorzugs würdig ist, oder nicht. Sie stützet sich bloß an das Glück jenes Gegenstandes, für den unser Herz eingenommen ist. Nur dessen Wohl nicht das unsrige ist

der Zweck unsrer Empfindung. Ihre Stärke gilt gleichviel gegen einen weiblichen oder männlichen Gegenstand. Ich kann einen Freund eben so innig, wie ein Mädchen lieben. Aber diese Liebe ist dann nicht jene heftige, schwärmerische Leidenschaft, ist ein Seelengefühl, das meine Brust mit der zärtlichsten Theilnahme für alles, was meinen Freund angeht, erfüllt. Seine Wünsche werden eben die meinigen. Ich achte nicht meines Vortheils, und sehe bloß auf den seinigen. Ich liebe ihn, nicht, weil er mein Freund ist, sondern weil ich der seinige bin, das heißt, weil mein Herz sich für ihn einmal erklärt hat. Ich eifere nicht, wenn er einen zweiten mehr liebt, als mich, denn mein Bestreben bleibt dasjenige, sein Vergnügen selbst mit Aufopferung des meinigen zu befördern. Finde ich Kälte in seinem Betragen gegen mich, so suche ich selbst Fehler in mir, die mich um seine Neigung gebracht haben konnten. Ich ändere mein Betragen, werde um so gefälliger, je theurer mir der Freund ist, und bin entzückt, wenn sein Lächeln mir sagt, daß ich ihm wenigstens nicht ganz gleichgiltig sey.

Was glauben sie meine schönen Leserinnen? Würden sie wohl diese Art von Liebe auch bei Menschen zweierlei Geschlechts anwendbar fin-

den? Sie erstaunen, denn sie sehen hier diese Empfindung in einem ganz andern Lichte, als sie sie je gesehen haben, allein sie werden mir bei näherer Beherzigung recht geben. — Nur die Einbildung, Eigenliebe, der Hang zu etwas seltenem und nicht das Geschlecht machen einen Unterschied in dem theilnehmenden Gefühle der sanften Herzensharmonie.

Meine Liebe für ein Mädchen kann aber so, wie jene für einen Freund, beschaffen seyn. Mein Herz ist für ein holdes weibliches Geschöpf eingenommen, ohne sich daraus Rechte und Ansprüche anzumassen. Ich kann mehrere liebenswürdig finden, weil ihre Tugenden es mir auferlegen. Ich bin selig, entzückt in ihrem Umgange, ohne andere Absichten, als jene der reinsten Freundschaft, zu haben.

Die Vorzüge einer oder der andern bestimmen die Größe dieses Gefühls. Es kann heftiger, glühender als Freundschaft werden, ohne doch Leidenschaft zu seyn.

Je harmonischer unsre Empfindungen übereinstimmen, desto glühender wird unsre gegenseitige Theilnahme für einander, desto wohlwollender jener sanfte Trieb, der uns für einander bestimmt. Eifersucht ist keinesfalls das wahre Kennzeichen einer reinen innigen

Liebe. Daher die traurigen Folgen falscher Begriffe über diese Leidenschaft, die wir gewöhnlich bei der Spannung unsrer Empfindungen nach den äußern Ausbrüchen zu beurtheilen pflegen. Aechte, vollkommene Liebe kann anspruchslos seyn; das heißt, ich kann einen Gegenstand lieben, ohne mir dessen Gegenliebe anzumaßen. Wie sehr fehlen also diese, welche es für eine gut angewandte List halten, durch Erregung kleinlicher eifersichtiger Empfindungen den Gegenstand ihrer Liebe näher an sich zu fesseln. Bei jener heftigen Leidenschaft, die, wie gesagt, Eitelkeit, Eigenliebe und Schwärmerei zu Geschwistern hat, verfehlt zwar diese List selten ihre Wirkung, aber bei dem vollkommenen Gefühl der innigsten Theilnahme bleibt sie kraftlos, und scheitert oft gänzlich, weil die Anspruchslosigkeit reiner Liebe mir keine dergleichen schwächlichen Empfindeleien zuläßt.

Wem wird es nicht einleuchten, daß ein Mensch über die Empfindungen und Neigungen eines andern kein Recht habe, und daß nur der Eindruck besonderer, theils äußerer, theils innerer Vorzüge auf dieselben wirke. Dergleichen Triebe des Wohlwollens lassen sich nicht erzwingen. Soll ich also über jenes Mädchen zürnen, das ich innig liebe, das jedoch einen

andern liebenswürdiger findet als mich, oder mich gar nicht liebt? — Liegt nicht die Schuld an meinen geringern Vorzügen? Soll ich es vielleicht verabscheuen, mit Vorwürfen überhäufen, mit bittern Bemerkungen kränken? — Habe ich ein Recht dazu, ihre Großmuth in so weit aufzufodern, daß sie mit der strengsten Selbstverläugnung ihrer Gefühle ihren Wünschen entsagen, ihre Liebe aufopfern, und ihr schon verschenktes Herz an mich ergeben sollte! — Sind das nicht Anmassungen, die eben so unbillig als eitel sind, und eine richtige Denkungsart verunehren. Es ist eine wichtige Regel der Lebensklugheit — entbehren zu können — und die erste Pflicht der Geselligkeit — das Vergnügen eines Andern selbst mit Aufopferung des eigenen zu befördern. Um wieviel heiliger sollte uns die Pflicht seyn, für den Gegenstand, dem wir mit treuer Liebe ergeben sind, allem entsagen, alles aufopfern zu können, und ihm dennoch unsre reine Empfindung zu bewahren.

Diese edle Resignazion und gleichstarke Ausharrlichkeit in seinen Gefühlen legt dem Menschen einen Werth bei, der unmöglich verkannt werden kann. Er gründet sich auf eine seltene unerschütterliche Großmuth, welche Be-

wunderung erweckt. Man staunt einen solchen schönen festen Karakter an, liebt den Menschen von dieser Denkungsart, und hält ihm dann in der Folge hundert kleine Schwächen zu Gute.

Im politischen Leben begegnen uns oft Aeußerungen von Empfindungen, die an sich nichts weniger und nichts mehr als Schein, und dennoch stark genug sind, uns zu täuschen. Kluge Vorsicht ist bei jedem unsrer Schritte nöthig. Tugend und Ehrbarkeit schützen vor Vergehungen des Herzens, aber nicht vor Fehlern im konvenzionellen Wirkungskreise. Man bietet oft einander Freundschaft an, die nur konvenzionelle Vertraulichkeit ist. Die Menschen sind nicht so böse, als sie oft der Schein zeigt. Unsre meisten, herzlichsten Freuden, erliegen dem Zwange gegenseitiger Verhältnisse, so sehr man diesen durch anscheinende Unbefangenheit zu entfernen sucht. Man giebt sich alle Mühe, einen offenen Karakter zu behaupten, und gegen einen jeden Menschen, er sey uns auch noch so verhaßt, eine einnehmende Gefälligkeit zu beobachten, nicht um seines Vergnügens Willen, sondern um uns durch

erkünstelte Güte und Freundlichkeit beliebt zu machen. Wir Männer legen dem weiblichen Geschlechte eine übertriebene Gefallsucht zur Last, und bedenken nicht, daß wir selbst an dieser Schwäche leiden. Warum ergreifen wir so gerne jede Gelegenheit zur Auszeichnung, als weil sie uns die Mittel an die Hand giebt, uns in ein glänzendes Licht zu stellen, sey dieses auch nur ein erborgter Schimmer.

Die Art, wie wir diese List ins Werk setzen, macht den Unterschied in unsern Schwächen aus. Unsre Neigungen sind manichfaltig. Wir Männer haben kein Verdienst dabei, daß wir uns gewöhnlich in diesem Verhältnisse ein reelleres Ziel setzen, denn dazu eignet uns unsre Bestimmung, und unser festerer Karakter; aber, daß wir dem zartern Geschlechte eine verkehrte Wahl in Befriedigung seiner Eitelkeit vorwerfen, dieß zeigt wirklich unsre eigene Schwäche. Einen gewissen Grad von Eitelkeit besitzen wir alle, Vorliebe für uns selbst. Wir suchen durch stolze Handlungen, die unsre Selbstkraft an Tag legen sollen, dieser Schwäche nachzugehen, das zartere Geschlecht durch tändelnde Spiele seiner äußerlichen Vorzüge. Seine Empfindungen sind reitzbarer; es findet daher bei jeder Kleinigkeit, die der Mann kaum

der Bemerkung werth achtet, Stoff zur Freude, oder zum Mißmuth.

Der Punkt, den ein Frauenzimmer sich zur Auszeichnung fixirt, gründet sich gewöhnlich im Umgange, in einem gefälligen Benehmen, in dem Bestreben, wo nicht für schön, dennoch für liebenswürdig zu gelten. Es weiß sehr gut, daß man sich sogar an die Häßlichkeit, nie aber an eine üble Laune gewöhne. Diese ist das Gift der Gesellschaft, der Vergnügungen, der Liebe und aller Zeitverkürzungen. Personen von übler Laune führen fast durchgängig einen bittern und herschsüchtigen Ton, und kommen folglich nie zu dem Ziele, sich beliebt und angenehm zu machen.

Ein weibliches Herz läßt sich gern huldigen. Unter dem Deckmantel der Freundschaft sucht man oft auch Erkenntlichkeit für seine Vorzüge. und nähert Ineinanderschmelzung unsrer Empfindungen. Wir wollen mehr als ausgezeichnet, mehr als geschätzt, wollen geliebt werden.

Unser unbefangenes freies Benehmen, auf das wir in jedem Verhältnisse Rücksicht nehmen, ist eine Folge der Geselligkeit, der Abwechslung, ein gewießer Anstriech von Resignazion, den Menschen vom etiketen Gepräge so gerne

simuliren, um durch ihr Benehmen zu beweisen, daß ihnen mehr das Vergnügen Anderer, als ihr eigenes am Herzen liege. Eine angenommene Zwanglosigkeit, die in Gesellschaften allerdings gut kleidet, so lange sie in den Schranken der Sittlichkeit bleibt. Das Vergnügen soll nicht getheilt, soll allgemein seyn, und der Unterhalt zu diesem Zwecke abwechselnd. Eine anhaltende Lebhaftigkeit, die unser Vergnügen im immerwährenden Schwunge erhält. Harmonie und Vertrauen in gegenseitige Reinheit, die uns mitten im Gewühle von abwechselnder Konversazion sorglos macht.

Dieß ist eigentlich der Schein, den man diesem Benehmen giebt, und — will man in diesem bunten Kreislaufe mit seinem Herzen gut durchkommen, so muß man wenigstens sich stellen, als zöge man mit allen an einem und demselben Seile.

Jede vertrautere Konnexion in der großen Welt wird mit dem heiligen Namen der Freundschaft bekrönt, obgleich oft unter dem Deckmantel dieser reinen Empfindung unreine leidenschaftliche Triebe dem Ausbruche sich entgegendrängen. In diesem Falle ist Vorsicht für seine eigene Reinheit höchst nöthig. Doch muß man die gegenseitigen Forderungen nicht über-

treiben, und von kleinen Schwächen nicht auf Gebrechen oder böse Denkungsart abstrahiren.

Sey Freund, ohne zu schmeicheln; sey Vertrauter, ohne Theilnehmer zu seyn.

Wer diese Klugheitslehre nicht außer Acht läßt, wird in Konversazionsverhältnissen nicht straucheln.

Die Nachgiebigkeit unsers Geschlechts gegen das weibliche macht, daß letzteres auf unsre Verhältnisse einen mächtigen Einfluß gewinnt. Wir verläugnen oft unsern Stolz, um gegen dasselbe großmüthig und gefällig zu seyn. Unbemerkt leitet es unsre Handlungen nach seinen Wünschen, und wir sind so schwach uns leiten zu lassen.

Ob wir Männer gleich von den leidenschaftlichen Gebrechen der Weiber überzeugt sind, so sind wir, streng genommen, dennoch alle derselben Sklaven. Ihre Herrschaft war nie despotischer, als heut zu Tage. Sie benutzen Geist, Schönheit, List und alle Zirereien, die ihr eigentliches Gewerbe sind, um ihre Macht zu sichern. Ihr großes Hauptstudium ist Verstellung, und ihr Muttererbtheil Schlauheit.

Eine treffende Schilderung von ihnen aufzufinden, wäre schwer, da bei der Beurtheilung ihres Karakters uns entweder Haß oder Vorliebe an der Hand gehen. Es spricht von ihnen zwar alles, aber eine zweideutige Sprache. Die, welche die gleichgiltigste zu seyn scheint, ist oft gerade die gefühlvollste, und so umgekehrt die scherzhafteste die falscheste. Immer voreingenommen, sprechen wir nur Urtheile über sie, welche uns Liebe oder Unwillen eingeben, und der richtigste Verstand, der Mann, der sie am meisten studiert hat, legt, wenn er Räthsel aufzulösen glaubt, nur neue vor.

Dieß kommt daher, weil wir Männer nun einmal gewohnt sind, dem schwächern Geschlechte Götterstärke, und eben alle die Tugenden anzumuthen, die uns selbst abgehen. Wir machen sie stolz und sorglos, und die Aermsten lassen sich im Vertrauen auf ihre Tugend, die wir ihnen unbedingt zugestehen, unbemerkt in die Schlingen des Verderbnisses locken. Wir selbst reitzen durch übertriebene Schmeicheleien ihre Schwächen; wir machen ihre Eitelkeit rege, und dringen ihnen, indem wir ihre Leichtgläubigkeit unterstützen, Laster und Verderbniß auf. Wir sind überdieß noch so böse, sie dar-

um zu lästern, zu ungroßmüthig, auf unsre eigene Schuld zurück zu gehn, so unverschämt, mit kalter Besonnenheit des Weibes angebornen Adel zu vernichten, ihm unsre Leidenschaften, unsre Verdorbenheit, unsre Gefallsucht und Genußdurst einzuimpfen, und es unter der Larve der Freundschaft, der Aufklärung, der Zärtlichkeit zu verlocken.

Das reitzbare Mädchen — sagt Schilling in Röschens Geheimnissen mit vielem Grunde — das reitzbare Mädchen mit der lebhaften Phantasie, mit dem wächsernen Herzen horcht auf, gewinnt Vertrauen, fühlt sich geschmeichelt, giebt einen strengen Grundsatz nach dem andern auf, tröstet sich mit Beispielen, an denen es, bei der Verderbniß unserer Sitten, leider nicht mangelt, und zudem ist ja der mächtige Trieb N a t u r in ihm, eine rüstige Sklavinn, von der Moral nur mit schwachen Banden gefesselt, welche die Erwachende im Gefühle ihrer Kraft bei der ersten Versuchung zerreissen wird.

Dennoch verlangt der verworfenste Wohllüstling von seiner Braut einen ganzen Körper, ein unbefleckten Herz zur Mitgift, und ein jeder erschöpft sich in tollen Prätensionen, pocht despotisch auf die Rechte des Stärkern, und

glaubt, ein Engel sey kaum gut genug für ihn und seine eingebildeten Vorzüge, den tugendlosen, egoistischen Schwelger.

Ja wahrlich ihr armen Mädchen, euer Loos ist beweinenswerth! Wir begaffen durch das Vergrößerungsglas eure kleinen Schwächen, ohne auf die unsern Rücksicht zu nehmen, und suchen sorgfältig jeden Sommerflecken auf, um euch gegen unsern Werth herabzusetzen.

Seyd ernst, kalt, stolz — so werden dennoch über euch hohnlächelnd die Achseln gezuckt. Kriecht, um euch gefälliger zu machen, seyd freundlich, annähernd, gutmeinend, so wird das für buhlerischen Leichtsinn gehalten; — habt nützliche Kenntnisse, so wird über die gelehrte Närrin glossirt; — seyd nur für Küche und Wirthschaft brauchbar, so werdet ihr dumme Gänschen geheißen; — kurz, seyd ihr, wie ihr wollt, ihr werdet der Verläumdung, dem heimlichen Spotte, der Bekrittlung der stolzen Männer nicht entgehen, die alles bessern wollen, nur sich selbst nicht, die mit euern Herzen spielen, euch in empfindsame Situazionen versetzen, um euch und eure Leichtgläubigkeit belächeln zu können, und euch verachten, indem sie euch anbeten.

Wer trägt nun die Schuld, daß es mit dem zarten Geschlechte so tief herabgekommen ist, und daß die meisten, wenn sie einmal in den konvenzionellen Wirkungskreis treten, mehr Schwächen zählen, als ihnen angeboren sind! Kann man es ihnen verdenken, daß sie mit einem übertriebenen Flattersinn sich für unser Mißtrauen rächen, und durch tausend Ränke ihrer Schlauheit ihre Rechte bei uns geltend zu machen suchen?

Die Nothwendigkeit, sich in ihren Empfindungen nach uns zu richten, wird ihnen zur Gewohnheit, endlich zur zweiten Natur. Ihre Gefühle werden Empfindeleien, die ihnen nur zum Spiele dienen. Sie sind endlich wandelbar in Allem, nur in ihren Fehlern nicht. Sie sind für jeden Eindruck leicht empfänglich, und eben so schnell gleichgiltig. Kleinigkeiten spielen mit ihnen, wie sie mit diesen. Durch diesen Leichtsinn suchen sie das Zwangvolle ihrer Verhältnisse aufzuwiegen. Sie leben nur für den Augenblick. Unstätes Streben, Wollen und Nichtwollen, wechselnde Launen, eine äffische Begierde alles nachzuahmen und nachzubilden, Sucht nach Flinkern, Tand und Putz, alles dieses vereinigt sich, um ein Geschöpf, das von Natur die herrlichsten Anlagen zu einem Muster=

bilde erhalten hat, nach und nach zur unleidlichen Puppe umzustalten. Und diese Puppe heißt Weib.

Wenn wir nun uns Wesen des rauchern Geschlechts betrachten, so müssen wir, streng genommen, aufrichtig bekennen, daß wir nicht besser sind, als diese. Haben wir gleich weniger Launen, so haben wir um desto mehr Ausharrlichkeit in unsern Schwächen, die eben darum doppelt gefährlicher werden. Ein Weib, zur Flatterhaftigkeit geneigt, läßt mit sich spielen, weil es selbst gern spielt, und weil alle seine Handlungen auf keinem festen Grunde stehn, sondern bloß auf Zeitverkürzung, und Befriedigung ihrer Eitelkeit abzwecken. Gefährlicher ists beim Mann. Unser unbeugsame Starrsinn macht uns auch in Leidenschaften ausdauernd. Unter unser Lächeln verbergt sich oft der tödlichste Haß, und wenn wir schaden wollen, so schaden wir nach Maasregeln, planmässig, daher auch nachdrücklicher.

Wir Menschen bleiben daher mit unserm Eigendünkel, mit unsern Schwächen einander gleichstark gefährlich. Hier entsteht nun die Frage, wie man sich bei dieser allgemein angenommenen versteckten und trugvollen Lebensweise zu verhalten habe, um den von allen Seiten ge-

stellten Schlingen zu entgehen. Mein Urtheil wäre folgendes.

Lasse es dir immer zum Zwecke seyn, da, wo du Freundschaft oder Vertraulichkeit einzugehen Bedenken trägst, wenigstens dich so zu benehmen, daß du dir nicht den Haß derjenigen, die du zu meiden suchst, zuziehest. Dulde die Schwächen der Menschen, ohne diese zu befördern. Trete ihrer Eigenliebe nicht zu nahe, ohne dieser zu schmeicheln. Dränge dich ihnen nicht auf, aber entferne dich von ihnen auch nicht. Sei gesellig und dienstfertig, ohne von deinem Werthe zu vergeben. Enthalte dich so viel möglich in Foderungen von Gegenverbindlichkeiten, so wirst du für großmüthig gelten. Wende deine Blicke weg, wenn du mehr siehst, als es dir lieb ist. Decke die Fehler anderer nicht auf, und behalte die Beurtheilung der Handlungen anderer für dich. Kurz, sey alles dem Scheine nach, nur nicht böse.

Kannst du einem deiner Nebenmenschen mit deiner Laune ein Vergnügen verschaffen, so thue es, es wird dir keinen Nachtheil bringen. Sey heiter bei dem Heitern, theilnehmend bei dem Schwermüthigen, Schwärmer bei dem Schwärmer, gesellig im Kreise der Geselligen. Entziehe Niemanden deine Freundschaft, ohne je-

doch daraus größere bestimmtere Rechte erwachsen zu lassen. Findest du bei dem, der sich an dich anschlüßt, schwächere Grundsätze, so wird es dir leicht seyn, die deinigen auf ihn (er sey mänlichen oder weiblichen Geschlechts) zu übertragen, weil dieser Mensch dich für seinen Freund hält, und als solchen durch Einstimmung zu ehren suchen wird. Wie leicht ist es, Gutes zu wirken! Am sichersten lenkt man die Handlungen der Menschen, wenn man mit ihnen einen gleichen Weg fortzulaufen scheint. Man leitet sie unvermerkt an ein Ziel, das sie sich nicht gesteckt haben, dessen Erreichung aber sie nicht nur überrascht, sondern auch gänzlich zufrieden stellt.

Stehst du auf dem Punkte, dein Herz mit ganzer Wärme an ein anderes anzuschlüssen, so strebe dahin, daß nie Leidenschaft über deine Klugheit die Oberhand gewinne. Beide Geschlechter halten in dieser Situazion mit ihren wahren Empfindungen zurück. Wir wollen immer scheinen, was wir nicht sind. Unser Mund spricht viel anders, als unser Herz fühlt. Wir Männer schmeicheln durch Worte, die Weiber durch Blicke und Gebärden. Wir betheuern ge-

gen jedes Mädchen eine Empfindung, weh demselben, wenn es dieser Betheurung traut! In gewissen Fällen sind wir viel ärger als die Weiber. Wir lieben oft Scherzes halber, und behandeln das schönere Geschlecht als Puppen, die man von allen Seiten belügen und belächeln kann.

Kann man es nun demselben mit Recht verdenken, daß es uns unsern Leichtsinn mit gleicher Münze bezahlt?

Wir selbst sind die Verführer weiblicher Herzen, wir selbst legen durch voreilige Schmeichelei, durch allzugroße Verehrung ihrer Reitze, den Keim der Eigenliebe der Gefallsucht in ihre Brust. Das Mädchen entwindet sich kaum der Kindheit, so schwärmen wir um dasselbe herum, preißen an ihm alle Vorzüge, dichten ihm noch weit höhere, als es besitzt, an, und machen es stolz, anmassend, eitel. Das Mädchen gefällt sich in dem Bilde, das wir von ihm entwerfen, und strebt dem Sinn unserer Schmeichelei nachzukommen. Es vernachläßigt den wahren Werth einer echten Bildung, und sucht zu glänzen. Es will nun gefallen, weil wir ihm diesen Vorzug immerdar als das einzige Verdienst seines Geschlechts vorhalten.

Mit den Reitzen einer Schönen beginnen sich zugleich in ihrem Herzen weibliche Wünsche, Hoffnungen und Begierden zu entwickeln. Die dunkeln Begriffe von der Bestimmung ihres Daseins realisiren sich zu jener verkehrten Idee, die das ganze weibliche Geschlecht mit einander gemein hat. Prangen, glänzen, herrschen zu wollen, sind die Triebfedern weiblicher Schwächen.

Ein Mädchen, las ich vor kurzem in einem Taschenbuche — lernt schneller die Künste des gemeinschaftlichen Umgangs als ein Mann. Ihr Uibergang von kindlicher Zartheit zur Mannbarkeit geschieht eilfertig, und wirkend. Sie gelangen frühzeitig zur Kenntniß von Empfindungen, die ihrer Eitelkeit Nahrung geben. Sie lächeln, und hören es gern, wenn man sie schön nennt, wenn man sie der aufblühenden Rose vergleicht, und feuriger blitzt das Auge eines jungen Mädchens, wenn man gegen dasselbe behauptet, es werde die Herzen aller Männer besiegen.

Weiber haben von Natur aus eine geläufige Zunge, sprechen früher, leichter und angenehmer, als die Männer. Man beschuldigt sie auch, sie sprechen mehr, und dieses mag wohl so seyn. Mund und Augen vergesellschaf-

ten sich mit derselben Thätigkeit. Ihre glänzende Aussenseite ist im immerwährenden Spiele. Sie sehen nicht darauf was nützlich, sondern, was schön ist. Der Mann ist gerne reell, wenn er spricht, er spricht, was er weiß, was Bezug auf Werth hat. Das Weib bekümmert sich nicht darum, es spricht nur, was gefällt. Der Mann sucht Auszeichnung in Kenntnissen, das Weib im guten Geschmacke. Jener nimmt sich nützliche, das andere angenehme Dinge zum Gegenstande. Das Weib will immer vergnügen, immer unterhalten, und unterhalten werden. Die Artigkeit der Männer ist dienstfertiger, jene der Weiber liebkosender.

Diese Gefallsucht übergeht, wenn sie Nahrung findet, bei dem zarten empfänglichen Herzen eines jungen Mädchens leicht in Koketterie. Ein Mädchen, das die Uiberzeugung hat, daß es gefallt, will nun herrschen. Es sucht sich alles zu unterjochen, aus keiner andern Absicht, als des Vergnügens wegen, recht viele Sklaven und Anbeter zu haben. Sie selbst wird nach und nach ihr eigener Abgott, und alles übrige in ihren Augen nichts. Ihr Stolz macht sich aus der Schwachheit der Männer ein Spiel, und einen Triumph aus ihren Leiden. Ihre Blicke heucheln, ihr Mund trügt; ihre Zunge

und ihr ganzes Betragen sind nichts, als ein Gewebe von Fallstricken; ihre Grazien sind Sirenen, und ihre Reitze Gifte.

Die Weiber können eher und leichter ihre Leidenschaft, als ihre Koketterie besiegen. Sei der Mann auch noch so häßlich, und er äußert Kälte gegen ein Weib, so wird dieses alle Künste aufbieten, ihn mit seinen Reitzen zu fesseln. Hat die Schlaue ihn gewonnen, so lohnt sie ihm mit hochmüthigen Lächeln. — Sie wollen nur erringen, nicht immer besitzen.

Ihr ganzes Erdenglück, nach dem sie streben, ist, in unsern Augen einen äußern Werth zu haben. Nur nebenseitig verbinden sie innere Vorzüge mit diesem leichten Glanze. Beobachtet die Weiber, wenn sie sich dem Vergnügen — zu sehen, daß sie der Gegenstand von Liebe und Bewunderung sind — überlassen, und ihr werdet finden, daß sie jeden Augenblick ihre Stellung ändern, um diejenigen, welche auf sie sehen, mit einem immer neuen Gefühl ihrer Reitze zu treffen.

Diese Farbenzüge in dem Bilde eines Weibes sind in der That scharf gemahlt, aber dennoch treu dem Originale kopirt.

Auch du, meine Freundinn! — durch deren Umgang mir die Gelegenheit ward, so manche Erfahrung dieser Art zu gewinnen, wirst dich darinn finden, wenn du nicht durch das Glas der Eitelkeit blickst, das du — schon itzt in deiner zarten Jugend — immer vor deinen Augen hältst. Gestehe es nur, daß du vor Freude springst und hüpfst, wenn dir die Modehändlerinn ein neues Kleid bringt, daß du oft stundenlange vor dem Spiegel stehest, und ängstlich nach einer guten Wahl deines Kopfputzes ringst, daß du im Sitzen oft absichtlich dein Schleiergewand zur Seite schürzest, um entweder deinen Fuß, oder den schönen Schuh zu zeigen, daß du untröstlich bist, wenn ein Hitzfleckchen dein Gesicht verunstaltet, daß du äußerst unruhig bist, wenn einer deiner Bekannten mit einem Mädchen scherzet, dem du trotz aller Mühe Schönheit und Anmuth nicht absprechen kannst, indeß es dein Hauptbestreben ist, die Zahl deiner Anbeter zu vermehren! —

So entwickelt sich aus einem holden Geschöpfe, das noch vor kurzem alle Eigenschaften einer bezaubernden Unschuld besaß, schnell und plötzlich das W e i b: Sie betritt kaum die Bahn ihrer Bestimmung, so folgt sie auch den Fußsta-

pfen ihrer Mitschwestern, die ihr vorangegangen waren.

Merke es dir liebe Freundinn! erkünstelte Reitze überraschen zwar, wirken aber nur für Augenblicke. Aeußerer Schimmer blendet, verliert aber, eben darum, weil er blendet, bald die Kraft des Anziehenden. Wiederhohlter Genuß eckelt uns an, und nur der ungezwungene Gang der Natur, das prunklose Gefühl eines reinen aufrichtigen Herzens, bleibt sich und seinem Werthe treu. — —

S t ö r c h e l.

Meinum und Leila
oder
Der arabische Petrarch und Laura,
frei
nach dem englischen des J. D. Israeli *)

In der Akademie des persischen Weltweisen Effendi Lebid befanden sich unter andern Zöglingen, Kais, der Sohn Achmets eines der angesehensten Scheiks der Beduinen, und Leila die Tochter eines Emirs. **) Die beiden jungen Leute wurden durch ihre Talente im kurzen der Stolz des Instituts, aber auch zugleich von ihren gegenseitigen Vorzügen für einander eingenommen. Kais lebte nur für seine Leila, und prieß sie in den lieblichsten Gedichten als das

*) Erscheint hier im Auszug, doch in der Erzählung überhaupt vollständig.

**) Fürstlichen Abkömmlings von Fatime, der Gemahlin Mahomets.

schönste, vernünftigste, tugendhafteste Mädchen des Erdbodens.

Die Liebe kettete mit den süssesten Banden die beiden Liebenden aneinander, und ward zugleich der Sporn ihres Fleißes, ihrer Lehrbegierde. Doch nicht lange so trennte dieß seelige Leben Leilas Vater, da Kais viel zu niedrigen Ranges und Adels war, um seiner Tochter Hand zu verdienen. Er nahm seine Tochter aus der Akademie hinweg, und Kais verfiel in eine tödliche Krankheit, — Sobald als es thunlich war, sandte ihn der Effendi zu seinem Vater zurück, der gleich dem Emir auf seine Abkunft stolz war, und sich gegen eine Verbindung mit Leila auf das feierlichste erklärte. Kais verfiel in eine Liebesfrenesi, jedes seiner Gedichte war Leila gewidmet, und ihr Name ward mit den Gesängen in ganz Arabien bekannt. Diese, von ihrem Vater eingesperrt, hörte mit Wohlgefallen auf die Lieder, die ihre Schönheit und Tugenden besangen, und weinte der Trennung von ihrem Geliebten die bittersten Thränen.

Kais sann indeß auf ein Mittel, seine Geliebte zu sprechen, und in ihr Zelt zu gelangen. — Leila war wie er wußte ihre eigene Almosenspenderinn, auf diesen Umstand baute

er seinen Plan. Er kleidete sich in das gemeine Gewand eines Derwisches, und näherte sich Leilas Gezelt. Um die Aufmerksamkeit ihrer Sklavinnen auf sich zu ziehen, drehte er sich mit der größten Schnelligkeit auf einem Fuß herum, hielt ein rothes glühendes Eisen zwischen den Zähnen, und wirbelte von Zeit zu Zeit mit der Querflöte die wildesten Töne dazu, bis er vor Schmerz zur Erde sank. Niemand kannte ihn, und als er sich erhohlte, führte man ihn in Leilas Zelt. Er sprach mit der Geliebten, die ihn troz seiner veränderten Gestalt gleich erkannte, und verließ sie mit dem Versprechen des baldigen Wiedersehens, ruhiger und zufriedener.

Eine andere Maske sollte ihm dazu verhelfen. — In der Nähe von Leilas Gezelt lag ein reizendes Thal, dort schlug Kais eine Hütte auf, wo er Kaffee schenkte, indem er seinen Gästen die lieblichsten Lieder vorsang. Alle Welt strömte zu dem gelehrten Kaffeesieder, nur Leila nicht, was er doch gehofft hatte, denn die Aermste wurde scharf bewacht.

Kais änderte daher seinen Plan, er verschenkte seine Kaffeehütte, und nahm den Karakter eines Specereyhändlers und Kanditers an. In dieser Umwandlung suchte er zu Leila zu dringen. Es gelang ihm, nachdem er die

wache haltenden Sklavinnen mit reichlichen Geschenken bestochen hatte. — Die Liebenden genossen einige köstliche Augenblicke der reinsten süssesten Liebe, als sie von dem Emir überrascht wie von Donner getroffen auseinander fuhren. Leilas Vater überhäufte beide mit den bittersten Vorwürfen, riess die Tochter aus Kais Armen, und dieser entfernte sich unter den wehmüthigsten Klagen, und mit thränenden Augen.

Ein alter Mann brachte Kais zu seinen Aeltern zurück.

Achmet war über seinen Sohn sehr erzürnt; er verwiess ihm seine Leidenschaft und Feigheit, eiferte ihn aber zugleich an, den Schimpf zu rächen, welchen ihm Leilas Vater angethan hatte. Kais dachte ganz anders; wie eine ganze Welt lag die Liebe und die Unmöglichkeit ihres Genusses auf seinem Herzen. Er konnte den Anblick der Menschen nicht länger mehr ertragen, und floh in die Wüste, begleitet von einer treuen Gazelle. Dort wandelte er mühsam eine Nahrung suchend im Wahnsinn unglücklicher Liebe umher. Kaum erfuhr der edle Effendi Kais Schicksal, so eilte er zu dessen Vater, und beide machten sich auf den Weg, den Wüstenbewohner aufzusuchen. Nachdem sie mehrere Tage durch die Wüste vorgedrun-

gen waren, erblickte einer der sie begleitenden Sklaven eine menschliche Gestalt auf dem Gipfel eines Felsens von einer Gazelle begleitet. Er schlich ihr näher und erkannte Kais. Mit dieser Entdeckung eilte er zu Achmet, und erzählte er habe einem Meinum *) gesehen.

Die ganze Gesellschaft begab sich nach dem Felsen, auf welchem Kais, eine Rede parodirend, stand. Der Effendi sprach ihn zuerst an. Er wurde von ihm erkannt, und Kais sank zu des Effendi Füssen. Der Trostlose Vater eilte bey dieser Szene herbei. Auch er wurde erkannt, aber nicht zärtlich empfangen. „Ich vergebe dir, sagte Kais, aber lieben kann ich dich nicht!“

Durch viele Ueberredung brachte man es dahin, daß Kais seinem Vater nach Hause folgte, wo der Effendi sich alle Mühe gab den Verrückten zu sich selbst zu bringen. Man erheiterte ihn durch Gespräche und Festins, und ließ ihn merken, Leila wäre noch nicht für ihn verlohren. Diese Versicherung brachte Kais nach und nach zu sich selbst, er genaß, um endlich

*) Dieser Name bedeutet im Arabischen einen Wahnsinnigen, bisweilen auch einen Schwärmer und Begeisterten.

einzusehen, daß Leila nie seine Gattin werden könne. Er gestand das seinem Vater, doch setzte er hinzu: Wenn ich ohne Leila leben muß, so kann ich es nur in einer Wüste. — Achmet suchte ihm diesen Entschluß auszureden, und versprach, sich bei Leilas Vater für ihn zu verwenden.

In der That begab sich Achmet zu dem stolzen Emir, Leilas Vater, und ließ sich herab, in den rührendsten und dehmüthigsten Ausdrücken um Leila für seinen Sohn zu bitten. Der Emir wollte aber von seiner Bewerbung nichts hören, und schlug ihm Leila ab. Trostlos kehrte Achmet nach Hause, und Kais der den Erfolg von dieser vergeblichen Sendung erfuhr, äußerte von neuem den Wunsch in einer Wüste zu leben.

Als die letzte Zuflucht der Frömmigkeit, und der Verzweiflung, schlug Kais Vater einen Pilgerzug nach Mekka vor. Er hoffte in dem heiligem Hause des Patriarchen Abraham himlische Eingebungen mitleidiger Seraphe zu vernehmen, oder am Grabe des Propheten ein Wunder zu erleben. — Ohne Säumen reiste er mit Kais dahin ab.

Eines Tages betete Achmet in dem Tempel, und flehte den Himmel inbrünstig an, daß

sein Sohn Leila vergessen möchte. Kais hatte ihn behorcht, und ein bitterer Zorn glänzte in seinen funkelnden Augen. Die Gebete seines Vaters empörten sein Gefühl, und er entwiech von Mekka. Er gewann die Wüste, ohnweit den Zelten seiner Leila, und führte dort ein erbarmungwürdiges Leben. In Zeit von einem Monathe erfuhr Leila Kais Aufenthalt in der Wüste. Sie machte sich auf ihn zu besuchen. Ihre Zusammenkunft gab eine der rührendsten Szenen. Kais war ganz Liebhaber, aber ließ sich nicht bewegen die Wüste zu verlassen. — Traurig kehrte Leila nach Hause.

Nufel, der Iman von Sama, war ein eben so leidenschaftlicher Liebhaber der Poesie als der Jagd. Als dieser Fürst eines Tages bei dem Felsen des Kais vorbeigieng, hörte er seine Stimme, und ließ sich in eine Unterredung mit ihm ein. Er machte ihm Hoffnung ihm durch sein Ansehen, seine Macht, Leilas Besitz zu verschaffen, und von der Hoffnung geleitet, folgte Kais seinem neuen Mäcen.

Er wurde ehrenvoll behandelt, und überall mit hoher Schwärmerey empfangen. Nufel schrieb selbst an Leilas Vater, und drohte ihm,

im Fall der Weigerung seines Gesuchs mit dem Schrecken seiner Waffen.

Der Emir zerrieß Nufels Brief und es kam zu einem Krieg, in welchem der Emir überwunden wurde. Leila wurde zu Nufel gebracht, und Kais schwamm in einem Meer voll Wonne.

Schon war der Tag bestimmt, an welchem Kais mit Leila verbunden werden sollte, als, o trauriges Ereigniß! Nufel starb.

Sein Nachfolger war kein Freund der Poesie, er sandte Leila augenblicklich ihrem Vater zurück. Kais versank in düstere Schwermuth, und floh in die Wüste.

Indeß warb ein anderer junger Emir um Leilas Hand. Der Vater sagte sie ihm zu. Der gefürchtete Vermählungstag erschien. Leila wurde mit dem jungen Emir Ebeselan verbunden.

In der Stille der Nacht erklärte sie ihm ihre Liebe für Kais, und bat um Schonung ihres Gefühls. Der edle junge Emir wurde von ihren Bitten gerührt, und der Morgen begrüßte sie noch in ihrer jungfräulichen Reinheit.

Die Nachricht von der Hochzeitsfeyer Leilas kam zu Kais Ohren. Er glaubte sie nicht, und schrieb deßhalb an Leila einen Brief. Die Antwort, so schonend sie war, so sehr

Leilas Liebe für ihn darinn glühte, und ihres Gemahls Edelmuth hervorstach, versetzte ihn in eine stille Schwermuth. — Sein Vater ward krank, und dem Tode nahe; er wünschte noch einmal seinen Sohn zu sehen, und dem Effendi gelang es, den unglücklichen Jüngling zu dem Sterbelager seines Vaters zu bringen. Er verweilte da so lange, bis Achmet starb, und begab sich dann wieder in die Wüste, wo die unglücklichste aller Leidenschaften ihn verzehrte. Mit den Nahmen Leila hauchte er seinen Geist auf.

Leila starb noch einige Tage vor ihm, und die beiden unglücklichen Liebenden wurden in ein Grab gelegt, und ihnen ein Monument errichtet.

Die Karavanen von Aegypten und Syrien, die auf ihren Zug nach Mekka durch die Wüste kammen, hielten vormals jeder Zeit bei dem geweihten Platze stille. Der zärtliche Pilger beugte sich über Meinums (Kais) und Leilas Grab, und weinte. Itzt ist die Stelle nur noch durch Ueberlieferung bekannt. Nichts ist übrig, als die Geschichte der Liebenden.

Folgendes Gedicht Kais' als Festgesang (nach einer Leipziger Uebersetzung) soll als Probe seiner poetischen Arbeiten dienen.

Wir lieben, wir lieben den duftenden Wein,
Die feurigen Blicke der Schönen,
Den Seelen — ergreifenden Ton der Musik. —
Hinweg mit dem Weisen, der frömmelnd und kalt
Den Jubel der Freude verscheucht,
Das Auge des Muthwills verschließet!
Sein Himmel gefällt uns: hienieden schon soll,
Vom Weine getränket, die Erde
Der Seeligkeit herrlichen Vorschmack uns leihn! —
Horch, Horch! schon erwachet die Stimme der Lust,
Aus rosigten Lauben ertönt
Der Küsse melodisches Flüstern.
Wenn perlend der Wein in dem Becher mir schwankt,
Und Erde und Himmel sich drehen;
Dann sitz ich auf Thronen, bin Herscher der Welt,
Mein Volk zieht in Schaaren vorüber! es sind
— Erwach ich — nur Schaafe der Au,

Und ich nur der Sohn ihres Hirten.
Heute vermählt der Wolken Tochter,
Sich dem mächtigen Sohne des Weins.
Heut sind tausend Lippen mein!
Knabe! schenk den Becher voll,
Und bring ihn dort meiner Schönen.
Hat denn ihre Purpurlippe
Seinen Rand berührt, dann trink' ich
Ihren Kuß im süssen Wein!
Auf! ihr Mädchen mit dem geflügelten Fuß,
Beginet der Liebe verflochtenen Tanz,
Schlüpft hin und her
Und küßt, und eilt
Im flüchtigem Wechsel dahin.
Doch wenn ihr mit gleitendem Fusse mir naht,
Laßt brennende Blicke mich treffen.

S * *

Ifflandiana.

Verliebter Verdruß in der Bewerbungszeit ist eine Grazie; der Mißmuth der Frau ist für den Mann das Skelet dieser Grazie.

Fröhliche Männer sind nie treulos.

Liebe und Freundschaft sind wie die linke und rechte Hand — sie begegnen sich leicht.

Die Weiber vergeben nichts auf der Welt. Wenn sie etwas zu vergeben scheinen, so ist es List, oder sie machen sich nichts mehr aus dem Beleidiger, um vollen Profit aus der Vergebung zu ziehen.

Ein Fehler bei einem guten Weibe ist nichts mehr als eine Schönheitsnarbe.

Die Liebe des Jünglings ist eine Entzündung, die verlöscht, daß man ihre Spur nicht sieht. Liebe des Mannes ist eine heilige Flamme; man verletzt sie nicht, ohne daß sie verzehrt.

Wer unglücklich liebt vor der Ehe, dem schenkt jeder eine Thräne, wer aber in der Ehe unglücklich liebt, dem wäre besser, daß er nie gebohren wäre.

Das Opfer der Leidenschaft ist die Urkunde der Selbstständigkeit.

Man heurathe, ohne den Zauber der Leidenschaft, dann wird das Glück mit jedem Tag neu.

Launen ohne Karakter, machen Ehen, worüber man seufzen muß.

Die wahre Liebe stirbt nur mit den Liebenden, nicht mit geänderten Verhältnissen. Sie bleibt sich überall gleich, schwindet nicht, mindert sich nicht — bleibt treu bis in den Tod

---

Man leidet den Namen Jungfer, nur noch in der Trauung, wie die großen Herrn die Namen von verfallenen Herrschaften, in ihren Ehrentiteln.

Seit die Weiber so aktiv verfahren, verlieren sie die Reitze ihres Geschlechts.

Man sollte einem Weibe nicht eher seine Hand geben, bis man nichts mehr weiß, was man ihr anders wünschen könnte.

Heirath aus Leidenschaft, ist Tollheit.

Eine Frau, die ihren Mann in dem Wirbel der Leidenschaften sieht, darf nur im Stillen entgegen streben. Predigen und fechten — führt nur zu wechselseitigen Uiberdruß. Alles wird gut gehen, so lang beide für einander Achtung haben können. Wenn aber in einem unglücklichen Augenblick ihre Achtung sich mindert, so ist ihre Liebe dahin.

Lieb und Treue geben List, und erlauben List.

Eine Liebe, die nicht jede Kraft zum außerordentlichen erhebt, ist ein ohnmächtiger Brand

Eine Frau ist eine Art von Marechaussée eine beständige Reiterei, die hinter des Mannes Handlungen herjagt.

Das Mädchen, das entsagen muß, das Mädchen das gezwungen wird, ist weit unglücklicher, als der Mann, dem sie geraubt wird.

Heiraths und Hochzeitsgebräuche verschiedener Völker.

Heiraths-Gebräuche der neuern Griechen.

Die Griechen sehen es für eine Pflicht gegen die bürgerliche Gesellschaft an, sich jung zu verheirathen; daher findet man unter ihnen keine so große Menge von alten Hagestolzen, die durch Gründe der kältesten Gefühllosigkeit zu diesem egoistischen Alleinseyn veranlaßt werden, und die ein wahres Verderben für die Sitten sind. Alle ihre Verbindungen werden aus Liebe geschlossen, und nie mischt sich ein niedriger Eigennutz darinn, daher haben die Ehescheidungen, ob sie gleich bei den Griechen erlaubt sind, selten anderswo statt, als in den größeren Handelsstädten, und auch hier wieder ausschlüßlich nur in der reichern Klasse der

Einwohner, bei den kaufmännischen Spekulazionen oft die Stelle der Gefühle vertreten.

Wenn die beiden Familien der jungen Leute über das Heirathsgut mit einander übereingekommen sind, so wird sogleich auch, ohne die Sache lange zu verschieben, der Hochzeittag bestimmt. An diesem wird das junge Paar mit einem großem Gefolge in die Kirche geführt. Der Zug geht sehr langsam, und mit abgemessenen, feierlichen Schritten; man sucht ihn aber durch Gesänge und Tänze zu beleben, und gewöhnlich werden vor demselben Fackeln, als Sinnbilder von den Fackeln Amors und Hymens, hergetragen. Sobald das Brautpaar aus dem Hause Hymens heraustritt, so wird es, von allen Seiten, mit ganzen Händen voll Baumwollkörner beworfen. Dieß geschieht noch einmal in der Kirche im Augenblick der priesterlichen Einsegnung, und soll andeuten, daß man den jungen Leuten ein glückliches Leben, und so viele Jahre wünscht, als man Körner hingeworfen hat. Wohlhabendere Personen mischen unter die Körner auch kleine Silbermünzen, und die Reichen sogar türkische Sechinen, oder kleine Goldmünzen, die ohngefähr drei Gulden betragen mögen.

Der Bräutigam wählt sich einen Pathen, und die Braut eine Pathe, und beide werden dann von diesen nicht mehr verlassen, bis die Ceremonie ganz vorüber ist. An der Thüre der Kirche wird der Zug von dem Poppen empfangen, der zwei Kränze von Blättern, die mit Bändern und Spitzen verziert sind, eingesegnet, und den jungen Leuten auf den Kopf gesetzt; eben so segnet er auch zwei Ringe ein, einen von Gold, und den andern von Silber, und steckt sie ihnen an den Finger. Während der Feierlichkeit vertauscht er jedoch häufig die Kränze und die Ringe, und giebt wechselweise jedem den Kranz und den Ring des andern, doch so, daß der goldene Ring am Ende dem Mann, und der silberne der Frau bleibt. Nach dem Poppen werden diese Umtauschungen zuerst von den Pathen, und dann auch von allen Verwandten verrichtet, so, daß man sehr lange in der Kirche bleiben muß. Endlich beschließt der Poppe die Zeremonie damit, daß er ein Brod nimmt, es in kleine Stückchen zerschneidet, und sie in einen großen Becher voll Wein legt; hievon nimmt er zuerst einen Löffel voll für sich, und dann theilt er auch an das Brautpaar, und an alle Anwesende davon aus. Hierauf kehrt man in der nemlichen Ordnung in das

Haus wieder zurück, aus dem der Zug weggegangen war, und in welchen unterdessen der Hochzeitsschmauß zubereitet worden ist. Die Verwandten der jungen Leute, und die beiderseitigen Freunde schicken hierzu alle Arten von Lebensmitteln in Menge, und da die Griechen große Freunde von solchen festlichen Gelagen sind, so bringen sie gewöhnlich mehrere Tage bei einer solchen Hochzeit zu.

In einigen Gegenden von Griechenland ist es gebräuchlich, daß, wenn die junge Frau aus der Kirche zurück, und an die Thüre von ihres Mannes Wohnung kommt, auf die Schwelle der Thüre ein feines Sieb gestellt, und mit einem Teppich überdeckt wird, auf welchen sie treten muß. Sollte nun das Sieb, worauf sie aber, wie man sich denken kann, so fest als möglich auftritt, nicht unter ihrem Fuße entzwei gehen, so würde dieses in ihrem Mann einen großen Verdacht gegen sie erregen; er ist jedoch ruhig und vollkommen zufrieden, wenn sie diese Probe mit dem Siebe gehörig überstanden hat. Wenn zuletzt die Pathe die junge Frau in das hochzeitliche Bett gebracht hat, so wird auch der junge Mann durch seinen Pathen herbei geführt. Nunmehr werden sie zwar allein gelassen, allein die Pathen bleiben nebst

den Verwandten und sogar allen Freunden in einer angränzenden Stube, und kommen von Zeit zu Zeit zurück, um sich zu erkundigen, ob alles zur beiderseitigen Zufriedenheit abgelaufen sey. Wenn ihnen endlich gesagt wird, daß alles seine Richtigkeit hat, so bringen sie den jungen Eheleuten eine sehr geschmackvolle Kraftbrühe, die sie im Bett, und in Gegenwart der ganzen lärmenden Gesellschaft geniessen müssen, und nachher erst werden sie im Ernste allein gelassen.

Sonini.

Heirathsgebräuche der Juden in Giberaltar.

Am Abend vor einer jüdischen Vermählung begiebt sich die Braut in eine öffentliche zu diesem Behufe gemiethete Halle. Sie ist verschleiert, und wird von einem alten Rabbiner begleitet. Sobald sie erscheint, erhebt der Pöbel ein solches Freudengeschrei, daß man es für nothwendig findet, einen Theil derselben fortzuschicken. Die Braut setzt sich auf eine Art

von Thron, (so nennen sie einen mit Damast überzogenen Sitz, an dessen Fußgestelle ein Küssen von dem nemlichen Stoffe liegt) eine alte Frau nimmt ihr den Schleyer ab. Kaffee und Konvekt werden servirt.

Den folgenden Tag erscheinen Braut und Bräutigam zur nemlichen Stunde wieder am nemlichem Orte. Die erste nimmt ihren vorigen Platz ein, und der Rabbiner, so wie der Bräutigam, stellen sich vor sie. Der lezte hat auf der Stirne ein kleines Stück Pergament, auf welchem die zehn Gebote stehen. Seine Schultern und Brust sind mit einem seidenem Bande umwunden. Er gießt etwas weisen Wein in ein ihm von Rabbiner übergebenes Glas, und der Rabbiner singt eine hebräische Hymne, welche die Zuschauer wiederholen. Er trinkt ein wenig von dem Weine, und überreicht denselben der Braut, die ihn kostet, und das Glas in ein silbernes Becken fallen läßt. Dann ergreift er ihre rechte Hand, und steckt ihr den Brautring an den Vorderfinger, und liest den Heirathsvertrag ab, in welchem die zwey folgenden Artikel enthalten sind.

1. Der Gatte soll seine Frau nicht in fremde Länder ohne ihre Einwilligung mitnehmen.

2. Wenn beide Theile sich zu scheiden wünschen, so soll derjenige, welcher den ersten Vorschlag dazu gemacht, gehalten seyn, dem andern eine gewisse Summe zu bezahlen.

Sobald der Vertrag abgelesen wird, hängt die Vermählte ihren Schleyer wieder um, der Rabbiner und der Gatte trinken sich wieder zu, und die ganze Gesellschaft geht auseinander. Uiber den Kopf der Braut hängt indeß ein Schnupftuch von der Decke herab, welches einige Geldstücke, zum Zeichen einer glücklichen Vorbedeutung enthält.

Die Braut trägt der Landessitte der Juden gemäß falsche Haare. Das sonderbarste bei solchen Heirathen ist, daß der Gatte nach der ersten Nacht sich eine ganze Woche, oder Vierzehn Tage entfernen muß, wenn es seine zweite Frau ist.

Keith.

Hochzeitsgebräuche der Mandingo Neger in Afrika.

Wenn ein Mann bey den Mandingo Negern, Neigung für ein Mädchen empfindet, ist es gar nicht nöthig, daß er ihr selbst ein Geständniß macht. Das erste ist, daß er mit den Aeltern über die Entschädigung einig wird, die er ihnen für den Verlust der Gesellschaft und der Dienste ihrer Tochter geben muß.

Der Werth von zwey Sklaven ist ein gewöhnlicher Preis; wird aber das Mädchen für schön gehalten, so fordern die Eltern ungleich mehr. Wenn der Liebhaber reich genug ist, und Lust hat, die verlangte Summe zu geben, so macht er dann auch das Mädchen mit seinen Wünschen bekannt; aber ihre Einwilligung ist gar nichts wesentliches; denn wenn die Eltern nur die ihrige gegeben haben, und einige Kolla-Nüsse essen, die ihnen der Freyer, als ein Aufgeld auf den Handel darreicht, so muß das

Mädchen entweder den Mann nehmen, den sie gewählt haben, oder sie muß unverheyrathet bleiben, indem sie hernach keinem andern gegeben werden darf. Sollten die Eltern dieß leztere wagen, so ist der Liebhaber durch die Gesetze berechtigt, sich des Mädchens als seiner Sklavin zu bemächtigen. Wenn der Hochzeittag bestimmt ist, so werden viel Leute dazu eingeladen, ein Rind oder eine Ziege wird geschlachtet, und eine große Menge Speisen zubereitet. Sobald es dunkel ist, wird die Braut von Kopf bis zu den Füßen verhüllt, und in eine Hütte geführt, wo eine Gesellschaft von Matronen ihr helfen ihrem Hochzeitschmuck anlegen, der alle Zeit aus weisen Baumwollenen Zeug verfertigt ist. Hierauf wird sie mitten auf der Diele auf eine Matte gesetzt, und die alten Frauen setzen sich in einen Kreis um sie her, geben ihr eine Menge guter Lehren, und sagen ihr, wie sie ihr Betragen einzurichten haben wird. Dieser lehrreiche Auftritt wird jedoch häufig von Mädchen unterbrochen, welche die Gesellschaft mit Gesängen und Tänzen belustigen, die mehr munter als zierlich sind. Unterdeß die Braut mit den Frauen in der Hütte ist, bezeigt der Bräutigam den Gästen, welche sich vor der Thüre versammeln, seine Aufmerksam-

keit; er theilt ihnen kleine Geschänke von Kolla-Nüssen mit, er sieht darnach, daß jeder eine gute Mahlzeit mache, und trägt auf die Art viel zur allgemeinen Fröhlichkeit bei.

Wenn das Abendessen zu Ende ist, bringt die Gesellschaft den übrigen Theil der Nacht mit Singen und Tanzen zu, und geht selten vor Tagesanbruch auseinander. Um Mitternacht wird die Braut von den Frauen in die Hütte geführt, welche zu ihrer künftigen Wohnung bestimmt ist, und der Bräutigam entfernt sich auf ein gegebenes Zeichen von der Gesellschaft. Allemal wird daß junge Ehepaar gegen Morgen von den Frauen gestört, welche sich versammeln, um ihr hochzeitliches Lager in Augenschein zu nehmen, und um dasselbe her zu tanzen. Diese Ceremonie, die eine Aehnlichkeit mit der Sitte der alten Hebräer hat, wie sie in der Schrift beschrieben wird, ist unumgänglich nothwendig, und die Ehe wird ohne sie nicht für giltig gehalten.

Mungo Park.

Hochzeitsgebräuche der Mauern in Afrika.

Abends (erzählt Mungo Park) wurde die Tabala, oder große Trommel, gerührt, um eine Hochzeit anzukündigen, welche in einem der benachbarten Zelte gefeyert werden sollte. Eine große Menge Volk, beyderley Geschlechter, versammelte sich, aber nicht mit dem Frohsinn und der Heiterkeit, wie bey den Neger-Hochzeiten. Hier gab es weder Gesang noch Tanz, noch irgend eine andere Lustbarkeit. Eine Frau schlug die Trommel, und die andern stießen zu verschiedenen Zeiten ein durchdringendes Geschrei aus, indem sie mit großer Schnelligkeit die Zunge im Munde hin und her bewegten. Ich ward des Lärmens bald überdrüßig, und gieng nach meiner Hütte, wo ich eben im Einschlafen war, als eine alte Frau mit einem Napf in der Hand zu mir hereintrat, und mir bedeutete, daß sie ein Geschenk von der Braut brächte

Ehe ich ihr meine Verwunderung darüber zu erkennen geben konnte, goß sie mir den Innhalt des Napfs ins Gesicht. Da ich merkte, daß es das nemliche Weihwasser war, womit wie man sagt, die hottentotischen Priester die Neuvermählten besprengen, so glaubte ich, daß das alte Weib es aus Bosheit gethan. Sie versicherte mir aber sehr eifrig, daß es eine Hochzeitspende von der Braut selbst sey, welche die unverheyratheten jungen Mauern immer als ein Zeichen besonderer Gunst aufnehmen. Da die Sache sich so verhielt, trocknete ich mir das Gesicht, und ließ mich bei der Dame schönstens bedanken. Die Hochzeitstrommel wurde immerfort geschlagen, und die Frauen sangen oder pfiffen vielmehr die ganze Nacht hindurch. Den Morgen gegen neun Uhr wurde die Braut im größtem Staate aus ihrer Mutter Zelt geführt, und von einer Menge Frauen begleitet, die ihr neues Zelt (ein Geschenk des Bräutigams) trugen. Einige trugen die Stangen, andere die Stricke, und so zogen sie unter immerwährendem Pfeifen bis an den künftigen Wohnplatz der Braut, wo das Zelt aufgeschlagen ward. Der Bräutigam folgte nebst einer großen Anzahl Männer, die vier Rinder führten, welche sie an den Stricken des Zeltes fest-

banden, und nachdem sie ein fünftes geschlachtet, und das Fleisch unters Volk vertheilt hatten, war die Ceremonie zu Ende.

Anekdoten.

In dem Schauspiele Kaiser Hadrian in Syrien, spielte der Schauspieler N* die Rolle des Kaisers. Er war vor Anfang des Stücks bei einem guten Freunde zu Gaste gewesen, und hatte sich einen Rausch angetrunken. Zum Glück war seine Rolle sehr klein, das Stück gieng daher in seiner Rücksicht noch ziemlich gut, bis es zu der Szene kam, wo N* auf den Throne saß und die lange Rede eines Gesandten anhören mußte. Er schlief bei dieser Szene ein; die beiden Schauspieler, welche in der Rolle seiner Minister neben ihm standen, und sich alle Mühe gegeben hatten die Schwäche des Theater-Kaisers zu verbergen, gewahrten mit Schrecken seinen Zustand. Sie rüttelten ihn, da es Zeit war den Gesandten eine Antwort zu geben. N*, dem geträumt haben mochte,

er sitze an der Seite seiner Freunde, fuhr auf mit der Pantomime des Tischschlagens, und rief „He! Brüderl, mach was du willst.“ Man kann sich das Gelächter der Zuschauer vorstellen.

Die P * * Truppen waren im letzten Krieg Willens über die Elbe eine Brücke zu schlagen, aber die Batterien der O * * vereitelten jedesmal ihr Vorhaben. Zur nehmlichen Zeit erwischte man in ihrem Lager einen Juden, der sich mehrere Betrügereien zu Schulden kommen ließ, und ließ ihn ohne vielen Umständen 25 geben. Der Jude litt die Prügel geduldig und brumte im Weggehen: Gottes Wunder! einen armen Juden können sie schlagen, aber eine Brücke nicht.

In einer grossen Stadt ließ auf dem öffentlichen Platze ein Savojarde seine Bären und Affen tanzen, und sammelte dann von den Zuschauern einen milden Beitrag. Unter diesen befand sich auch ein Schauspieler, der, als die Reihe zu zahlen an ihn kam, ganz gelassen sagte. „Ich bin selbst Schauspieler, und zahle nichts.“

Uiberraschung.

Sanft quoll aus dem Birken = Gebüsche
Des Abend = Thaus labende Frische
Von Düften der Wiesen durchregt.
Da weilt' ich am Felsen = Portale
Und schaute im dämmernden Thale
Durch rauschende Linden = Alleen bewegt,
(Alleen bewegt.)

* * *

Die Käfer = Welt feierte schwirrend
In Schwärmen, am Weiher umirrend,
Des Frohgefühls schütternde Lust.
In lieblichen Molli = Sonanzen
Schlug Hänfling und Stieglitz, die Stanzen
Der klopfenden, Liebeverlangenden Brust,
(verlangenden Brust.)

* * *

Im gellenden Wachtel=Schlag hallte
Das Locken der Sehnsucht, und wallte
Verwehet im Abend=Gelüft.
Das dörfliche Glocken=Geläute
Durchbummte die dämmernde Weite,
Und weckte das Echo im Felsen=Geklüft,
(im Felsen=Geklüft.)

* * *

Am Schädel des Berges verglimmte
Der scheidende Purpur; ich stimmte
Ein Liedchen der Sehnsucht hier an.
Wo weilest du, liebliche Meine?
Wo wandelst du bang und alleine?
O leite sie, Führerin Liebe, die Bahn,
(o Liebe die Bahn.)

* * *

Da prägt' ich vertiefet der Rinde
Der abendlich säuselnden Linde
Den Namen der Einzigen ein.
Wie glänzte der liebliche Name
Umrahmet vom Lindenmoos=Rahme
Erhellt von des Silber=Monds traulichem Schein,
(vom traulichen Schein.)

* * *

Mit freundlich gefälligem Nicken,
Mit glühenden, innigen Blicken
Umschwebte mich lächelnd ihr Bild.
Wo weilest du, zärtliche Meine?
O wandle nicht irr und alleine,
Wenn gleiches Verlangen im Herzen dir quillt,
(im Herzen dir quillt.)

* * *

So sang ich im klagenden Klange,
Das Echo erwiedert' es bange
Durch Linden-Alleen heran.
Da blickt' ich im liebenden Muthe,
Es rauschte die Dornenhambute,
Bald sah ich die Linde, den Namen bald an,
(den Namen bald an.)

* * *

So sann ich verloren im Harme,
O Götter! da flog in die Arme
Die Einzige schlüpfend durch Aun.
Wie loderten enger die Flammen
Der Herzen, in Eine zusammen!
Wie flohen die Stunden im schönen Vertraun,
(im schönen Vertraun.)

* * *

Nun schimmert' im lieblichern Helle
Der Vollmond, im flüchtig'rer Schnelle
Flog Abend und Mitternacht hin.
Das Echo sang lauter: „Die Rosen
„Des Lebens blühn schöner im Kosen
„Der Liebe, denn Rosen des Mayen verblühn,"
(des Mayen verblühn.)

* * *

J. H. Hurka.

Braun. *)

Auf brauner Korse! strecke dich,
Auf durch die Wiesenhaid!
Auf Renner auf! und trage mich
Zu meiner braunen Maid!

---

*) Bekanntlich hat Herr Müchler mehrere Farben in Gedichten bearbeitet, denen die folgenden zur Fortsetzung dienen sollen. Wir wünschten ihnen auch eine Musik, wie die des Herrn Hurka.

Horch! wie dem dürren Waldgesträuch
Das braune Laub entfällt;
Der Winde Heer braußt schauerreich
Vom braunen Stoppelfeld.

* * *

Auf über braunes Laub mein Roß!
Zum braunen Felsen fort;
Trabb, trabb! es wohnt im hohen Schloß
Mein braunes Liebchen dort.
Ha sieh, von ihrem Fensterlein
Die braune Binde wehn!
Das braune Mädchen hat im Hain
Den Trauten schon ersehn.

* * *

Das braune Mädchen hat im Hain
Das Rößlein braun und schön,
Den braunen Jüngling obendrein
Vom hohen Schloß ersehn.
Willkommen brauner Jüngling mir,
Willkommen braune Maid!
Auf Knappe! führ den Braunen hin,
Auf! führe ihn zur Weid'. —

* * *

Gieb goldnen Hafer ihm und Heu,
Und mir du braune Maid!
Gieb diesen Kranz für meine Treu,
Den letzten Schmuck der Haid.
Der Herbst färbt Wald und Berge braun,
Gieb braune Maid! o gieb
Mir einen Kuß, zum Lohne traun
Für meine treue Lieb!

* * *

Dein braunes Lockenhaar umschwebt
Die Wangen, zart und fein
Von blasser Röthe durchgewebt;
Dein süsser Mund spricht: Mein!
Mein bist du, schöne braune Maid!
Du braune Maid bist mein!
Braun soll mein Schild, Braun meine Freud,
Braun stets mein Liebling seyn! —

* * *

Störchel.

Grau.

Grau! du Farb' errungener Erfahrung,
Grau, der unermeß'nen Ewigkeit —
Grau, der Vorzeit Bild! des Geistes Nahrung
Hehrer Blicke zur Vergangenheit! —
Grau umfloß des Schöpfers mächtig Werde,
Kämpfend mit der Nacht die dunkle Erde,
Und dem grauen Raum entwand
Eine Welt Jehovas Hand.

* * *

Grau umschlüßt den blauen Himmelsäther,
Grau entsteigt die Nacht dem Ozean,
Und der Sterne Flammen schimmern röther,
Goldner bricht des Mondes Strahl heran.
Schwingt dann Titans Fackel hoch im Kranze
Der Gewölke Purpurschein im Glanze,
Graut der Tag im Nebelflor
Aus der dunklen Nacht empor.

* * *

Silbergrau begrüßt im tiefen Thale
Eine Perle vom gefallnen Thau —
Es zu schützen vor dem Morgenstrahle —
Ein Vergießmeinnicht der bunten Au.

Widerspiegelnd seinen Damm von Bäumen
Flüstert leise Well' auf Well' dem Schäumen
Eines stärkern Stromes nach
Silbergrau der Wiesenbach

* * *

Hier, ach hier am grauen Wasserspiegel
Trug ein leichter Nachen mich von hier
Durch die Wellen hin zum Rosenhügel
Jenseits winkte ja dein Lächeln mir;
Dann ins Rohr des Schilfes, wo wir weise
Keine Pfeiffen schnitten, sondern leise
Molly! deine Engelshand
Meinen Kuß nicht widerstand.

* * *

Silbergrau umstrahlt im Glanz der Würde
Einst des Greisen Haar in später Zeit,
Silbergrau wird seiner Locken Zierde,
Schon ein Nimbus hehrer Ewigkeit! —
Wohl dem Menschen, dessen Haupt ergrauet,
Und der schuldlos noch hinüberschauet,
Wo des Cherubs milde Hand
Seiner Tugend Krone wand!! —

* * *

Störchel.

Die grüne Burg.

Erstes Kapitel.

Unter den braven österreichischen Truppen, welche im Jahre 1800 gegen die Franken in Italien fochten, zeichnete sich besonders der Rittmeister Neuburg von der Bussischen Legion, aus. Er war ein schöner Mann, nahe an die dreißig Jahre alt, und aus P** gebürtig. Seine Eltern lebten noch beide, und ernährten sich ehrlich und redlich von einem bürgerlichen Gewerbe.

Von der zartesten Jugend an, hatte Neuburg einen Hang zum Soldatenleben gezeugt, und er gab weder Ruh noch Rast, als bis er unter dem Kurassier Regimente K** als Kadet angenommen wurde. Der Oberste seines Regi-

ments gewann den Jüngling, der sich stets sittsam, still, und unermüdete in seinen Pflichten benahm, sehr lieb, und unterstützte ihn mit einer beträchtlichen Zulage.

Der franzöische Krieg brach aus, und Neuburg wurde zum Unterlieutenant befördert. Er kam in Kurzen zu einem andereren Regimente als Oberlieutenant, und dann zur Bussischen Legion als Rittmeister. Uiberall zeichnete er sich so wohl in der Tapferkeit als Menschenliebe aus. Er hielt auf die strengste Ordnung, und so scharf als er in Forderung aller militairischen Pflichten war, so liebreich war er im Umgange, und gesellig mit seinen Untergebenen. Hohe und Niedere achteten und liebten ihn. Seine Talente, seine Verdienste stellten ihn auf die gefährlichsten Posten, aber überall bestand er wohl, und das Glück schloß sich jeder seiner Unternehmungen an.

Zu Ende des Jahres wurde er mit einigen hundert Mann in das florentinische komandirt, um einen Paß zu vertheidigen, welchen der Feind zu überwältigen drohte.

Lange widerstand er den feindlichen Angriffen, als aber eine ganze Armee sich auf ihn wälzte, mußte er weichen, und sich zurückziehen.

Die Feinde breiteten sich in ihrer Uiberlegenheit wie ein verherrender Strom aus, und Neuburgs kleines Corps wurde völlig zerstreut und gefangen genommen. Er selbst hatte das Glück sich in die Appeninen zu retten.

Da der Feind stets hinter seinem Rücken war, so drang er immer tiefer in das Gebirge ein, und verirrte sich eines Abends auf ungebahnten Wegen zwischen hohen Felsenklippen, wo er weder vor noch rückwärts schreiten konnte. Er zog sein Pferd hinter sich, und ehe er es sich versah, gliet es aus, und stürzte in einen Abgrund hinab. Traurig sah Neuburg seinem Lieblingsrosse nach, und kletterte dann zwischen schmalen Felsenwegen immer weiter fort.

Plötzlich öffnete sich vor seinen Blicken ein grosses Thal, das ein dichter Wald ganz auszufüllen schien. Neuburg stieg von dem Berge, auf welchen er sich befand, herab, und labte sich in der Ebene an den mancherlei Früchten, welche mehrere Bäume unter ihrer Last niederzudrücken schienen. Gesättigt schritt er längst dem Thale hin.

Zweites Kapitel.

Ein Waldpfad, führte Neuburgen unter den manichfaltigsten Krümmungen immer tiefer in die Ebene, und mit Erstaunen bemerkte er, daß menschliche Hände die Wege dieser Wildniß gebahnt zu haben schienen, denn das parkmässige des Ganzen entsprach nicht der rohen Natur.

Der Ton mehrer Waldhörner, die rings um ihn ertönten, überraschte ihn sehr angenehm. Er hoffte einer Jagdgesellschaft zu begegnen, und lagerte sich auf das weiche Gras, entschlossen ihrer Ankunft da zu harren.

Aber es wurde in dieser romantischen Wildniß wieder ganz still, nur der Wind rauschte in den Wipfeln der Bäume. Neuburg überließ sich mancherlei Betrachtungen; seine Gedanken schweiften nach der Heimath hin, und verweilten bei seinen Eltern und Freunden. Dann sehnte er sich wieder zu seinen Kriegsgefährten, und sein Herz schwoll zum Kampfe und Streit.

Ein gällendes Geschrei zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Er raffte sich auf, und hat-

te kaum einige Schritte gethan, als er zwei Reuter gewahrte, die ein bildschönes Mädchen in ihrer Mitte hatten, welche die Hände rang, und um Hilfe schrie.

Neuburg war gerade in der Stimmung zum Kampfe, und da die Reuter gegen ihn zusprengten, so gieng er ihnen entgegen, und fiel dem Pferde, auf welchen das Mädchen saß, in den Zügel. Die Fremden zogen ihre Schwerdter, und machten Miene den Rittmeister zusammen zu hauen; indeß gliet das Mädchen vom Pferde herab, und eilte tiefer in den Wald. Die Reuter wollten ihr nach, aber Neuburg hielt sie mit dem Schwerdte in der Hand davon ab. Die Fremden sprangen von ihren Rossen, und drangen in den Rittmeister ein, welcher sich auf das tapferste wehrte, und sie endlich zwang, nach ihren Rossen zu eilen, und die Flucht zu ergreifen.

Neuburg steckte sein Schwerdt ein, und sah sich nun um das Mädchen um. Nach vielen Suchen fand er sie endlich in einer Hecke verborgen, zitternd, und in banger Erwartung. Er hob sie auf, und bat sie, ihm die Ursache ihrer Entführung zu erzählen.

„Ich bin die Nichte (fieng sie an) des Grafen von Mondor, welcher ohngefähr eine vier-

telstunde von hier ein Schloß besitzt, welches in der Nachbarschaft unter dem Namen der grünen Burg bekannt ist. Vor zwei Jahren war ich bei einer Tante in Florenz, und machte dort die Bekanntschaft eines gewissen Marquese Fiorello, welcher mir in Kurzen gestand, daß er mich liebe.

„Ich mochte den jungen Mann in so weit wohl leiden, aber keine Gegenliebe für ihn nahm mein Herz ein. Wenn der erste Anblick die süsseste der Empfindungen in uns nicht erregt, so erreicht diese Leidenschaft selten eine hinreissende Gewalt.

„Fiorello deutete mein Wohlwollen zu seinem Vortheile, und seine Liebe für mich stieg zu einer Höhe, zu einer Stärke, die keine Schranken kennt. Endlich gab ich ihm zu verstehen, daß er sich auf mich keine Rechnung machen dürfe, aber er glaubte durch Beharrlichkeit sein Ziel zu erreichen, und gab seine Hoffnung nicht auf.

„Ich verließ Florenz, und zog zu den Grafen Mondor auf die grüne Burg. Mein Liebhaber fand auch da einen Weg zu mir. Er machte sich meinen Onkel verbindlich, und besuchte ihn von Zeit zu Zeit.

„Da Fiorello von seiner Liebe zu mir nicht abließ, so erklärte ich ihm bei der ersten Gelegenheit, daß sein Hoffen und Harren vergeblich sey, und ersuchte ihn, mich mit allen ferneren Vorschlägen und Anträgen zu verschonen.

„Mit verbissener Wuth verließ er das Schloß, und schwur, sich an mir zu rächen. Wirklich war er entschlossen, sein Wort zu halten, und heute, eben als ich vor dem Schlosse spazieren gieng, fiel er mich mit noch einem Gefährten an, warf mich auf ein mitgebrachtes Roß, und wollte mich auf seine Güter führen, als sie erschienen, und mich von dem Bösewicht befreueten.

„Mein Herz ist zu voll, um ihnen nach Verdiensten danken zu können; nehmen sie indeß die Versicherung an, daß ich nie ihre Gütte, ihre Bereitwilligkeit zu meinem Beistande vergessen werde, und wenn sie ein Mädchen lohnen kann, so fordern sie unbedingt. Die Dankbarkeit wird ihnen nichts abschlagen."

Biondetta, so hieß das Mädchen, schwieg nach diesen Worten, aber ihre Blicke sprachen desto beredeter. Neuburg konnte sie nicht ansehen, ohne die schöne, reitzende Gestalt zu bewundern, und in dem romantischen seiner Si-

tuazion eine rührende Verlegenheit zu fühlen.

Arm in Arm wallten unter süssen Gesprächen, beide der grünen Burg zu.

Drittes Kapitel.

Mitten in dem Park erhob sich auf einer kleinen Anhöhe die grüne Burg. Ihre Bauart war im gottischen Geschmack, doch sah man es deutlich, daß der Genius der neuen Architektur ihren Erbauer geleitet habe.

Rings umher herrschte eine tiefe Stille. Kein menschliches Wesen ließ sich sehen, und die Burg schien von Bewohnern entblößt zu seyn. Biondetta führte den Rittmeister über eine Zugbrücke, welche herabgelassen war, zum Thore. Ein leichter Druck von ihrer Hand öffnete es, und beide wallten über den Vorhof durch eine hohe, schmale Galerie in ein niedliches Gloriet.

Stillschweigend war bisher Neuburg an der Seite seiner schönen Begleitern gegangen,

denn die Gegenstände um ihn her beschäftigten seine ganze Aufmerksamkeit. Jetzt brach er in die Worte aus: „Schöne Biondetta, wo bin ich, ist dieß ein Feenpallast, oder —?

Biondetta ließ ihn nicht ausreden, und hielt ihm lächlend den Mund zu. Sie zog ihn auf ein Sopha neben sich, und legte vertraulich ihre Hand in die seinige. Ihr Auge blickte ihn liebevoll an, und eine süsse Empfindung schien ihren Busen zu beleben.

Unbemerkt wandte sie das Gespräch auf ihre Errettungsszene, und ihr Herz floß von heißer Dankbarkeit über. Im Feuereifer ihrer Ergüssungen umschlang sie Neuburgen, und er mußte sichs gefallen lassen, daß sie ihm von Zeit zu Zeit als Abtrag auf dem zu erwartenden Lohn einen Kuß, das Siegel der schönsten Hoffnungen, aufdrückte.

Neuburg verhielt sich leidend dabei. — Wie wir nun Männer sind; die Aufmerksamkeit eines schönen Mädchens, ihr Bestreben uns zu gefallen, schmeichelt uns, wenn wir sie auch nicht lieben; nur der Tugendhafte allein zieht der Koketterie einen festen Schranken.

Der Abend war indeß herangenaht. Biondetta rief nach Licht, und eine unsichtbare Hand setzte dieses auf den Tisch. Zugleich hob sich in

der Mitte des Zimmers aus dem Boden ein Tisch mit Speisen und Getränken hervor, und Biondetta lud ihren Gesellschafter ein, ein leichtes Nachtmahl mit ihr einzunehmen.

Neuburg willfahrte dieser Forderung um so mehr, als er wirklich einer Nahrung bedurfte.

Biondetta scherzte und koßte. Sie gab sich Mühe, dem Rittmeister ein Räuschchen anzuhängen, aber dieser merkte es, und war auf seiner Hut, denn er ahndete, daß sie etwas ungewöhnliches mit ihm vorhabe, da ihn schon ihr ganzes Benehmen, und selbst der Ort wo er sich befand, verdächtig vorkam.

Des Mädchens Zärtlichkeiten waren Neuburgen zwar nicht unangenehm, aber erstens war er ein Mann vom reinen Herzen, der nur einen Weg zum Torus kannte, zweytens hielt er nicht viel auf zuvorkommende Liebe bei einem Frauenzimmer, das sich über Sitte und Anstand hinaussetzt, wenn er auch den Fall hätte annehmen wollen, daß Biondetta ihn in Affektion genommen haben sollte.

Plötzlich änderte das Mädchen ihr Benehmen, sie wurde stiller, und fromme Seufzer füllten die Pausen des Gesprächs. Endlich sprang sie rasch auf, und sagte, als schien sie

erschrocken: „Eben ist mein Onkel nach Hause gekommen, sie kalter junger Herr können ihm aufwarten.“

Neuburg bat sie, ihn zu dem Grafen zu geleiten, und als sie mit einer Verbeugung voran schritt, folgte er ihr über eine schmahle Treppe bis zu einer eisernen Thüre. Biondetta hieß ihn eintreten. Neuburg legte die Hand an die Klinke, öffnete die Thüre, und ein rascher Stoß von Biondetten stürzte ihn in das Gemach, dessen Boden unter seinen Füssen sich öffnete, und ihn in eine beträchtliche Tiefe herabließ.

Viertes Kapitel.

Der Fall hatte Neuburgen in eine Art Betäubung versetzt. Doch erholte er sich im Kurzen, konnte aber bei der Finsterniß, welche ihn umgab, nicht unterscheiden, wo er sich befände. Er sann nun seinem Abentheuer nach, konnte aber dessen Folgen nicht auf die wahre Spur gerathen.

Es dauerte nicht lange, so öffnete sich eine Seitenthüre, und ein Mann als Türk ge-

kleidet, mit einer Maske vor dem Gesichte, trat aus derselben. Er leuchtete mit einer Fackel umher, und als er den Rittmeister gewahrte, winkte er ihm zu folgen.

Neuburg raffte sich auf, und folgte der Maske.

Er gelangte in einen großen Saal, der herrlich verziert, und prächtig erleuchtet war. In der Mitte stand ein Thron, auf welchem eine Maske saß. Rings umher saßen auf erhabenen Stühlen sechs andere Masken.

Der Thronsitzer gebot dem Rittmeister, einen Stuhl in der Mitte des Saals einzunehmen, und begann folgendes Verhör.

Der Unbekannte. Wie heißen sie?

Neuburg. Neuburg.

Der Unb. Wer sind sie?

Neuburg. Rittmeister in kaiserlichen Diensten.

Der Unb. Wie und warum betraten sie dieses Schloß? —

Neub. Der Zufall und ein schönes Mädchen haben mich hieher geführt.

Der Unb. Was halten sie von ihrem Abentheuer in diesem Schlosse?

Neuburg. Ich glaube in der Wohnung eines Sonderlings mich zu befinden.

Der Unb. Stehen sie in keiner Verbindung mit geheimen Gesellschaften?

Neuburg. Nein.

Der Unb. Haben sie nicht Lust in eine zu treten?

Neuburg. Nein.

Der Unbekannte. Auch dann nicht, wenn so eine Verbindung ihnen viele Vortheile verspricht.

Neuburg. Die Wahrheit scheut das Tageslicht nicht, und nur Betrug und Falschheit schleichen im Dunkeln.

Der Unb. Wie aber wenn man sie zwänge, einem geheimen Bund beizutreten.

Neuburg. Der Tod löst alle Bande.

Der Unb. (Sehr heroisch). — Man wird ihren Willen schon zu beugen wissen. — Sie befinden sich in einem Jakobinerklub. Der Zufall hat ihnen unser Daseyn, oder vielmehr, wir haben uns ihnen verrathen, in der Hoffnung sie unserem Bunde einzuverleiben; es bleibt ihnen keine Wahl, als der Beitritt zu unserer Vereinigung oder der Tod.

Neuburg. Jeder Bund ist gegen die öffentliche Sicherheit. Er ist ein Verbrechen gegen den Staat. Bei diesen Gesinnungen werde ich die Treue meinem Monarchen nie bre-

chen. Ihm zu lieb, für seine Rechte, fällt mir der Tod nicht schwer!

Das unbekannte Oberhaupt klatschte in die Hände; einige Henkersknechte erschienen, und man bedeutet Neuburgen entweder in den Bund zu treten, oder sich zum Tode zuzubereiten.

Neuburg, der seinem Monarchen treue Neuburg, welcher so oft in Schlachten dem Tode getrotzt hatte, wählte nicht lange. Er riß sein Kleid auf, und rief: „da mordet mich ihr niederträchtigen Meuchelmörder!“

Einer der Unbekannten schwang den Dolch und wollte ihn in Neuburgs Herz stoßen, als eine melodische Stimme „Halt“ rief.

Ein Mädchen, wie sich diese nur die bilderreichste Fantasie reitzend mahlen kann, stürzte zu dem Throne des unbekannten Oberhauptes. Sie flehte in den rührendesten Worten, um Gnade für den Fremdling, aber man hörte sie nicht an.

„Stoßt ihn nieder!“ rief das Oberhaupt der Unbekannten, und die Henker hoben schnell ihre Dolche.

Neuburg hörte noch einen Schrey des Mädchens, und sank dann bewustlos nieder. Alle Empfindung verließ ihn, und nur matt

und schwach schlug das Herz der Fühlkraft seines Daseyns entgegen.

Fünftes Kapitel.

Die Sonne drang bereits durch die Vorhänge, welche die Fenster des Gemachs bedeckten, in welchem Neuburg auf einem Sopha lag, und bisher bewustlos ohne Empfindung die Zeit verathmet hatte. Er erwachte aus diesem Nichtseyn, und betrachtete verwunderungsvoll die Gegenstände, welche ihn umgaben. Die Ereignisse des verflossenen Tages schienen ihm ein Traum gewesen zu seyn, und nur die Gewißheit, daß er sich an einem fremden Orte befände, ward die Mutter mehrerer Zweifeln über das vermeinte Traumgesicht.

Er sann eben hin und her, um sich aus dem Labyrinthe aller der Ideen herauszufinden, welche sich ihm unwillkührlich aufdrangen, als die Thüre des Gemachs aufging, und ein freundlicher Greis hereintrat. „Verzeihen sie Herr Rittmeister" fing er an, „wenn das Spiel, welches ich mit ihnen trieb, ihnen einige Unruhe verursacht hat."

Neuburg. Mein Herr. Eine leichte Abbitte macht eine schwere Beleidigung nicht wieder gut.

Der Greis. Wenn ihnen mein Zweck bekannt seyn wird, dem ich vor Augen hatte, so werden sie die Mitteln nicht tadeln, deren ich mich bediente ihn zu erreichen.

Neuburg. Es giebt Mittel, die den edelsten Zweck oft nicht rechtfertigen können.

Der Greis. Meine Selbsterhaltung hieng davon ab. Ich glaube, dieß ist ein giltiger Grund. Doch nein, ich will sie nicht täuschen, und bitte vor der Hand mit der Versicherung sich zu begnügen, daß, wie ich nicht zweifle, die Zukunft ihrer Erwartung entsprechen wird. Indeß müssen sie wissen, daß ich der Graf Mondor bin, und das vermeinte Oberhaupt der Jakobiner, die Niemand anderer sind, als meine treuen Diener. Das Mädchen, welches sie aus den Händen ihrer Entführer zu retten glaubten, ist meiner Tochter Kammermädchen, ein braves, rechtschaffenes Mädchen, die zu der Rolle wie alle übrigen abgerichtet worden ist. Sie hat ihre Sachen gut gemacht, und es mag ihnen bei ihr wärm geworden seyn.

Neuburg. So war mein Abentheuer also nichts als eine angestellte Sache.

Graf Mondor. Allerdings. Eine Probe, in welcher sie so gut bestanden.

Neuburg. Seltsam und sehr räthselschaft für mich, doch, ich baue auf ihr Wort, und hoffe mit Nächsten auf eine deutliche Erklärung.

Mondor. Die ihnen nicht entgehen wird. Vor der Hand bitte ich sie in meinem Schlosse einige Wochen zu verweilen, und ich hoffe, wir werden gute Freunde werden.

Der Rittmeister versprach es, und als ihn der Graf verließ, so begab er sich zu dem Fenster, und sah in den Garten hinab, welcher sich unter diesem in einer kleinen Ebene ausdehnte. Der Morgen war so schön, daß er sich nicht enthalten konnte herabzugehen und diesen dort zu genießen.

Die schattigten Gänge des Parks, seine lieblichen Parthien, der melodische Gesang der Vögel, hie und da das Rauschen einer Kaskade, alles entzückte, und versetzte ihn in eine fröhliche Stimmung.

Neuburg schwärmte in dem Park umher, und wollte sich eben bei einer Fontaine niederlassen, als ein Gesang von der Quitare be-

gleitet, seine Aufmerksamkeit erregte. Die Musik war so schmelzend, und der Innhalt des Gesanges so rührend, daß der Rittmeister von süssen schwärmerischen Gefühlen hingerissen wurde.

Leise schliech er sich der Laube näher, aus welcher die lieblichn Töne schallten, und seine Uiberraschung war groß als er in der Sängerinn das reitzende Mädchen erkannte, welche in dem vermeinten Jakobinerklub um Schonung seines Lebens gebeten hatte.

Bei seinen Anblick verstummte die Sängerinn. Neuburg bat sie, sich nicht stören zu lassen, und so entstand nach und nach ein langes Gespräch, im welchen Neuburg erfuhr, daß sie Antonie heiße, und die einzige Tochter des Grafen Mondor sey.

Hatte die Schönheit Antoniens einen tiefen Eindruck auf den Rittmeister gemacht, so verstärkte sich dieser noch mehr, als in der Konversation Antonie ihr unschuldiges Herz, ihre reine Begriffe entfalltete.

Neuburg fühlte zum erstenmal die Gewalt der Liebe, und da der Gegenstand ihrer so würdig war, so überließ er sich ihr ohne Rückhalt. Auch Antonie gewann den Rittmeister auf dem ersten Anblick lieb, und ehe vier=

zen Tage vergiengen, schmachteten und seufzten die Beiden troz den verliebtesten Leutchen in ganz Italien.

Sechstes Kapitel.

Graf Mondorn war die aufkeimende Liebe seiner Tochter nicht entgangen. Er lächelte, wenn er sie traulich bei ihrem Geliebten sitzen sah, und machte keine Miene sich ihrem Fortgange zu wiedersetzen. Er gab sich ohnbemerkt alle Mühe in mancherley Gesprächen Neuburgs Gesinnungen und Herz, ganz zu erforschen, und ward mit den Resultaten sehr zufrieden.

Eines Abends überraschte er sie Arm in Arm geschlungen, und stellte sich, als wäre er über ihre Situazion betroffen. Eine Erklärung war nun unvermeidlich. Neuburg leistete sie, entdeckte seine Liebe zu Antonien, und bat um ihre Hand.

Der Graf hörte ihn gelassen an, dann umarmte er ihn, und sagte: „Ja braver junger Mann, sie sollen meine Tochter haben? Ich

habe ihr Herz erforscht, und halte es für einen Bürgen ihrer Redlichkeit, und Liebe.

Neuburg und Antonie sanken zu seinen Füssen, und drückten mehr mit Geberden als Worten die dankbaren Ergüssungen ihrer Herzen aus. Der Graf hob sie auf, und setzte sich mit ihnen auf einen Divan. "Jezt mein lieber Schwiegersohn will ich (fing er an) mein Wort auslösen, und ihr Abentheuer erklären.

„Mein Vaterland ist Frankreich, wo ich ansehnliche Gütter besaß, und viele Jahre in Ruhe und Zufriedenhtit verlebte. Meine Gattinn gebahr mir drey Töchter, und starb ehe die älteste ihr achzehntes Jahr erreichte. "Zwey Jahre vor dem Ausbruch der Revolution vermählt e sich Cecilie mit den Fürsten R**, und ihre Ehe ward sehr unglücklich. Fürst R** achtete Cecilien nicht, und verschwelgte sein Leben in unerlaubten Genüssen. Meine Tochter kränkte sich darüber, und starb.

„Sophie die mittlere blühte eben auf, als die Revolution ausbrach. Ich war so vorsichtig meine Gütter schnell zu verkaufen, und das gelöste Geld ins Ausland zu senden; so liet ich im ersten Sturme keinen Schaden, da aber der Empörungsgeist uns Adeliche völlig zu zernichten drohte, so lief auch ich Gefahr

mein Leben zu verlieren. Um dieses zu retten gab ich meine zweyte Tochter dem Bürger Faucault, einen eifrigen Jakobiner, sonst aber einen braven Mann. Dieser wuste mich zu schützen, aber wie lange? Der Jakobiner Herrschaft stürzte zusammen. Mein Schwiegersohn und seine Gattin, meine Tochter, wurden quillotinirt. Nun floh ich dieß Land der Faktionen mit meiner jüngsten Tochter Antonie, und that einen Schwur, meine Tochter nur dem Jenigen zu geben, der Proben von Muth, Liebe, Reinheit des Herzens, und politischer Faktionen aushielte. Zugleich, um auch ihre Reinheit unbefleckt zu erhalten, und theils auch meiner Sicherheit halber zoh ich in die Apeninen, und kaufte dieses Güttchen, welches so entfernt von jeder menschlichen Wohnung liegt, daß ich von jedem Uiberfall, jeder Staatsumwälzung hier völlig sicher seyn konnte. Ich traf alle Anstalten um, wenn das Ohngefähr einen jungen Mann zu mir führen sollte, diesen zu pfrüfen. Uibrigens war es mir gleichgültig, wessen Standes und Ranges er sey, wenn er nur die Probe aushalten würde. Sie lieber Neuburg haben diese ausgehalten. Sie haben Muth bewiesen, den Lockungen eines reizenden Mädchens wiederstanden, Treue gegen ih=

ren Monarchen, und Abscheu gegen alle geheime Verbindungen gezeigt. — Ich erwarte und hoffe ganz sicher in ihnen einen würdigen Gatten meiner Tochter gefunden zu haben, und sie werden mir für zwey Schwiegersöhne Ersatz leisten.

Neuburg trat unter diesen Umständen aus den Diensten seines Monarchen und heurathete Antonien. Ein halbes Jahr noch hielt sich die Familie auf der grünen Burg auf, und zog dann nach Spanien, da auch ihren bisher ruhigen Wohnsitz ein Uiberfall der Franken drohte. — Neuburg und Antonie sind ein paar glückliche Gatten, und Graf Mondor wird in ihren Armen von Liebe und Zufriedenheit geleitet, zufriedener mit seinem Schicksale, als er es jeh nur war.

Volk.

Die Verwesung.

Hallt' feierliche Töne,
Hall stille Harmonie!
Und meine Leyer kröne
Des Grabes Melodie! —

* * *

Verwesung will ich singen,
Verwesung! Saitenspiel! —
Der Tod mit Grabesschwingen
Umnachte mein Gefühl! —

* * *

Tod winket unsern Freuden,
Tod winket der Natur —
Verwesung bleicht zum Scheiden
Das Veilchen auf der Flur.

* * *

Verwesung küßt die Rosen
Von der Geliebten Mund,
Und unserm Scherzen, Kosen,
Droht eine Scheidestund.

* * *

Ein Häufchen grauer Schollen
Schlüßt Pläne — groß und klein, —
Schlüßt Reitze, Lächeln, Schmollen,
Einst kraftlos wieder ein.

* * *

D'rum holdes Mädchen! merke —
D'rum Jüngling! — merk' es dir:
Der Lohn für unsre Werke
Weilt nicht auf Erden hier! —

* * *

Der Wange Blüthe fächelt
Einst die Verwesung ab;
Wenn Freude uns umlächelt,
So winket uns — das Grab!! —

* * *

Störchel.

Pflicht und Liebe
oder
das Gespenst.

Eine ländliche Szene *).

Die handelnden Personen sind: Raukopf Pächter eines Gutes, etwas taub. Habakuk, Dorfschullmeister. Der Richter. Meyer, Wirth. Röschen des Wirths Tochter. Wilhelm. Einige Bauern und Bäuerinnen.

(Die Szene ist ein Garten im Wirthshause, seitwärts der Eingang in das Haus, vorne steht ein Tisch mit Flaschen und Gläsern. Raukopf, Habakuk und Meyer zechen mitsammen.)

Meyer. (hebt das Glas hoch in die Höhe) Unser Landesvater soll leben!

*) Diese dramatische Kleinigkeit, ist aus einem Werke herausgehoben, welches unter den Titel: Kalophilos, oder der

Beide. (thun ihm Bescheid) Soll leben, hoch leben!

Meyer. Das ist mir eine wahre Wohlthat, wenn ich so Abends nach vollendeter Arbeit, ein Glas auf das Wohl unsers guten Landesvaters leeren kann, und brave biedre Männer aus Herzensgrunde mit mir rufen: Er soll leben.

Raukopf. Er soll auch leben, Herr Meyer.

Meyer. (seine Kappe ruckend) Wie alle brave Männer, auch auf seine Gesundheit Herr Pächter — nun, und der Schullmeister will wohl auch noch nicht sterben?

Habakuk. Multa cadunt inter culicem, supremaque lalus — itzt aber noch nicht Herr Wirth, noch nicht.

Raukopf und Meyer. Also auf seine Gesundheit.

Sammler des Guten und Schönen. Ein Lesebuch für alle Stände, und jedem der zugleich Belehrung und Vergnügen suchet, in zwei Theilen nächstens herauskommen wird. Das Ganze ist von dem beliebten Verfasser Waldraf des Wandlers, des Räubermädchen, und so vieler geschätzten Unterhaltungsschriften, redigirt.

Meyer. (einschenkend) Und die wackern Soldaten, welche glücklich aus dem Felde zurückkommen.

Raukopf. Ja ja, die braven —

Meyer. Nun, das heißt die Deutschen, und alle, welche muthvoll für die gerechte Sache stritten, aber, weil wir denn da so eben von den Soldaten sprechen, Herr Pächter, er war ja auch einmal dabei?

Raukopf. Freilich, und war einer, der bei die braven oben anstand, habe in vielen Bataillons mit gefochten, und war doch stets der lustigste unter meiner Bataille, wenns geheißen hat, da kömmt der Wachtmeister Raukopf, ach, da kam alles, was gerne lachte um mich herum, und, hehehe, die lustigen Vögel sagten immer, weil ich so eine sanfte Gemüthsart habe, so schicke sich der Name Raukopf nicht für mich, und nannten mich immer, nur des Scherzes halber — den Wachtmeister Saukopf.

Meyer. Er hat aber doch, wie ich höre, schon früh, und gerade wie der Krieg angieng, den Dienst verlassen!

Raukopf. Sprechen wir von was anderen, ein Glas Wein ist besser in Magen, als eine Kugel.

Meyer. Das ist wahr Herr Pächter, aber demungeachtet bereue ich es, nicht in meiner Jugend unter die Fahne getreten zu seyn, es ist ein ehrenvoller Stand. Herr, und wenn ich zehn Buben hätte, sie müßten alle Soldaten werden; so habe ich leider nur mein Röschen —

Habakuk. Lupus in Fabula Herr Pächter, von Röschen ist die Rede.

Raukopf. Ja richtig, also lupus in fabula, gerade recht, daß wir von Röschen zu sprechen kommen (rückt näher zu Meyer, und hält ihm das volle Glas hin) also, auf Gesundheit Herr Schwiegervater.

Meyer. Ei ei, Herr Pächter —

Raukopf. (schlingt den Arm um Meyers Nacken) Nun, wen halte ich mit Röschen Hochzeit?

Meyer. Je nun Herr, sein Antrag ehrt mich. Er hat eine schöne Wirthschaft, und brave alte Thaler ererbt —

Raukopf. Also die Braut soll leben.

Meyer. Aber, aber — mein Röschen ist ja schon lange versprochen.

Raukopf. Zerbrochen? Du, was ist zerbrochen?

Meyer. Mein Mädel sage ich, ist schon versprochen.

Raukopf. Nun freilich, hab' ich ihrs versprochen, und werde auch mein Wort halten, auch du Alter, sollst deinen Gewinn haben, von die resto hundert Thaler.

Wirth. Meine Schuld Herr Raukopf werde ich als ein ehrlicher Mann bezahlen, das gehört nicht hieher, ich sage aber, daß ich mein Mädel schon an den Soldaten Wilhelm versprochen habe.

Raukopf. Ei was, ich war auch Soldat, und Wilhelm ist ein armer Teufel, der keine Maus mästen kann, aber bei mir klimperts in der Tasche, Alter Staarkopf, wenn du dich noch lange weigerst, so werde ich dich schon zu strafen wissen.

Meyer. Zu strafen?

Raukopf. Ja ja, du mußt dich einmal mit mir zu Tode trinken, ach, das wäre ein Todt, so sanft war er für den armen Wilhelm nicht, nicht wahr Habakuk?

Habakuk. Est modus in rebus, sunt certi denique fines, wir sind alle sterbliche Menschen.

Meyer. Scherz bei Seite, Herr Raukopf, was spricht er da von Wilhelm? (auf-

stehend) es ist unartig von ihm, mir mein Gläschen Wein zu verbittern. (will fort)

Raukopf. Nun sachte, sachte Herr Meyer, kann er lesen?

Meyer. Ich denke so.

Raukopf. (giebt ihm einen Brief) Dieß habe ich heute von meinem Korrespondenten erhalten, ich wollts ihm nur nicht gleich sagen, des Schreckens wegen. Seinen Wilhelm kannte ich zwar nie, denn er war schon unter dem Freichore, wie ich das Gut pachtete, aber er ist nun doch mein Unterthan, und ich ließ ihm nachfragen, ja ja, und da erfuhr ichs von meinem Korrespondenten, er ist in einer Aksikon geblieben: nicht wahr Habakuk?

Habakuk. Mors pulsat pede pauperum tabernas, regumque turres.

Meyer. (hät gelesen, und faltet traurig die Hände) Armer Wilhelm! doch nein, er ist nicht arm, er starb für sein Vaterland, und sein Andenken bleibt ehrenvoll.

Raukopf. Nun wird also Röschen doch mein?

Meyer. Wie kann ich itzt an das gedenken?

Habakuk. Ein Glas Herr Wirth, zur Herzstärkung.

Meyer. Möchten mir Thränen in den Wein fallen. Herr, diese Nachricht hat mich erschüttert, ach wie soll ich sie meinem Kinde beibringen — ich muß fort, um mich in der Einsamkeit in etwas zu fassen zu suchen, mein Herz blutet — ach der arme, arme Wilhelm, mein armes Röschen (geht ab)

Raukopf, Habakuk, dann Röschen.

Habakuk. Viel Glück hochgeehrten Herr, Pächter, ich werde wohl der erste seyn, der ihm Glück wünschen wird zur Hochzeit, gratulor ex animis, non possum dicere verbis.

Raukopf. Der Brief hat gewirkt.

Habakuk. Den hat mein ingenium erfunden, freilich ängstigte mich dabei mein zartes Gewissen.

Raukopf. (schon etwas betrunken) Den wollen wir schon mit einem Geldsacke den Hals abdrucken — ha ha, alle witzigen Köpfe sollen leben — den alten haben wir? — hat er die Bauern auf seiner Seite? (Röschen tritt auf)

Habakuk. (winkt dem Pächter) Jungfer Röschen soll leben.

Raukopf. Das versteht sich.

Habakuk. Länger als Methusalem.

Röschen. Schönen Dank, meine Herren.

Raukopf. Nun, wie gehts denn meine liebe Kleine, so komme sie doch ein wenig näher, ach, was das für ein paar schelmische Augen sind, so ein Blick aus den zwei herzallerliebsten Dingerchen geht einem durch Mark und Beine, das labt, gerade wie der sechs und dreyßiger, wenn man recht durstig ist.

Röschen. Verschon' er mich mit seinen Gleichnissen Herr Raukopf, (für sich) der Mensch ist mir unerträglich (laut) trinkt er noch, oder soll ich aufräumen?

Raukopf. Möchte freilich noch gerne auf ihr Gesundheit ein Gläschen leeren, aber sie ist ja immer so spröde (schmeichelt ihr plump zärtlich)

Röschen. Laß er mich in Ruhe, er weiß, daß ich dem nicht gut seyn kann, der über meinen Wilhelm schmält, und das thut er immer, auch spricht er immer von seiner Liebe, und das kann ich nicht leiden, denn er ist nicht für mich.

Raukopf. Und warum nicht?

Röschen. Je nu, der Schulmeister hat mich das Sprüchwort gelehrt, willst du wissen wer du bist, so sieh wer deine Gesellschaft ist. Er geht immer mit Weinflaschen um, mithin

halte ich ihn selbst für einen Weingeist, und ich liebe gerne das körperliche.

Habakuk. Ich habe das nicht gesagt, habet opinionem falsam.

Raukopf. Höre sie Jungfer Naseweis, hat sie mehr solche Sprüchwörter?

Röschen. Könnte ihm wohl noch eins sagen; der Schulmeister sagt immer, zu wenig und zu viel ist des Narren Ziel, er ist zu wenig höflich, und zu viel grob, also hat wohl der Schulmeister recht gesagt. (Läuft lachend ab.)

Habakuk. Me hercule, ich habe das nicht gesagt.

Raukopf. Mir das, mir dem Herrn des Gutes? das ist orimus legus magistratis — ists so recht Schulmeister?

Habakuk. Ita, ita, omnino.

Raukopf. Ein verdammtes Mädel, immer aufgelegt zu scherzen, doch einen Scherz in Ehren kann niemand wehren — aber ein wenig grob war's doch.

Habakuk. Es war eine schreckliche injuria, obstupui, steteruntque comæ.

(Wilhelm schleicht herzu.)

Raukopf. Seh er nur, daß unser Plan gelingt, soll sein Schade nicht seyn.

Habakuk. Schönen Dank.

Raukopf. Warum ist er krank? nur ein Decoctum von meinem sechs und dreyßiger.

Habakuk. Ah me miserum (laut) schönen Dank habe ich gesagt.

Raukopf. Schon gut, die Bauern sind doch auf unsrer Seite?

Habakuk. Alle, pro primo ließ ich ihnen viel Wein geben, pro secundo hatte ich einen herrlichen Einfall, non sum mente captus, ich ließ ihnen merken, der Herr Pächter lasse ihnen den schuldigen Zehend nach.

Raukopf. Das ist nicht wahr Habakuk.

Habakuk. War ja nur eine licentia poetica; pro tertio ist der Wirth hundert Thaler schuldig, und wird auf der Stelle gepfändet, wenn er das Mädel nicht hergiebt.

Raukopf. Nach der Hochzeit aber geht die Pfändung doch vor sich.

Habakuk. Und pro quarto, er weiß, daß sich gewöhnlich um diese Zeit der Geist der Mariandel, die sich aufgehängt hat, sehen lassen soll.

Raukopf. Habakuk, laß er die Mariandel in Ruh.

Habakuk. Ha, ha, ich habe sie gesehen.

Raukopf. (erschrocken) Wie? was?

Habakuk. So sagte ich zu den Bauern.

Raukopf. (furchtsam) Haben die Kerls recht gezittert?

Habakuk. Certissime.

Raukopf. Das sind Narren, wer wird sich denn fürchten.

Habakuk. Und weil diese eine Freundin zum alten Wirth war, so sagte ich, sie habe gedroht, wenn Röschen nicht an den Herrn Pächter verehlicht wird, dem ganzen Dorfe den Hals umzudrehen.

Raukopf. Itzt lauf er geschwind in die Stube, lasse er ihnen noch Wein geben, und mache er ihnen die Hölle recht heiß.

Habakuk. Citissime, quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum (läuft ab.)

(Raukopf setzt sich zu der Flasche, Wilhelm tritt herbei, er hat einen Stelzfuß, einen Bündel auf der Schulter, in der Hand eine Zitter, und spielt eine lustige Melodie.)

Juheisa mit fröhlichem Herzen
Nun sind meine Sorgen vorbei,
Es wartet um mit mir zu scherzen
Fein Liebchen mir immer getreu.

Ich komme nun heim aus dem Felde,
Im Säckel ist Beute daheim,
Dem Alten, dem geb' ich das Gelde,
Und führe fein Liebchen mit ein.

Raukopf. Bravo, der Pursch singt nicht übel, aber was mag er hier wollen? — He Landsmann! Wem sucht er hier im Hause?

Wilhelm. Den Herrn gewiß nicht.

Raukopf. Ich habe ihn zwar nicht verstanden, aber ein Kompliment muß es doch gewesen seyn, denn ich bin ja der Pächter — Nun, trink er ein Glas Wein.

Wilhelm. Schönen Dank, s' Mädel soll leben.

Raukopf. Ha, ha, hat er auch was auf dem Korne, nun viel Glück Herr Schwager.

Wilhelm. So wollen wir nicht sprechen.

Raukopf. Nun freilich wird er sich den Hals nicht brechen, aber ich habe es ihm gleich angesehen, daß er so ein Vogel ist, nun, ich bin auch nicht der beste, stoß' er an, schön Röschen soll leben.

Wilhelm. (setzt das Glas nieder) Welches Röschen? — nun wird er sprechen, Herr! —

Raukopf. Mehr Respekt, wenn ich bitten darf, ich bin Pächter Raukopf.

Wilhelm. Raukopf hin, Raukopf her, das gilt mir gleich.

Raukopf. (für sich) Raukopf hin, Raukopf her, der ist gewiß von meiner ehmaligen Kameradschaft.

Wilhelm. (immer ungestümmer) Welches Röschen, frage ich zum letztenmale.

Raukopf. (hastig redend, und sich zurückziehend) Des Wirths Röschen, die in mich und mein Geld verliebt ist, die mir der Vater zugesagt hat, und die selbst der Geist der Mariandel heute noch zu meinem Weib bestimmen wird. (Entfernt sich hastig.)

Wilhelm. Röschen, Röschen, das muß ich von dir hören? — aus den Augen, aus dem Sinne heißts bei den Mädchen allen, ich war fort, und vergessen. Geld blendet, und das hatte ja Wilhelm nicht — was hilfts mich nun, daß ich ein Paar hundert Thaler Beute machte, der Pächter hat mehr, und noch dazu keinen Stelzfuß. Komme her liebe Zitter, du bleibst mir wenigstens getreu, so lange ein Stückchen Holz an dir ist, mit dir will ich von Haus zu Haus gehen, und jeden jungen Purschen vor seinem Mädchen warnen — Da kömmt jemand — Gott sie ists! (Verbirgt sich hinter einem Baume.)

Röschen. (trocknet sich mit der Schürze die Augen) Er ist todt, mein Wilhelm, ach nun freut auch mich das Leben nicht mehr, ja ja, mein lieber Wilhelm, ich werde dir bald nachfolgen.

Wilhem. Höre ich recht — sie glaubt mich todt, sie liebt mich noch?

Röschen. (setzt sich nieder) Ach wie mir so schwer ums Herz ist, wenn ich nur recht weinen könnte, weinen um meinen Wilhelm.

Wilhelm. (Klimpert auf die Zitter.)

Röschen. (sieht sich furchtsam um) So kann ich den nirgends allein seyn? (will fort.)

Wilhelm. Röschen.

Röschen. Wer ruft mich?

Wilhelm. (hervor stürzend) Dein Wilhelm.

Röschen. (schreit laut auf, und sinkt betäubt in seine Arme.)

Wilhelm. (ängstlich) Röschen — so erhole dich doch, ich bin ja dein Wilhelm, (reibt ihr mit seinem Rocke die Schläfe) hörst du mich denn nicht mehr?

Röschen. (sich erholend) Bist du's wirklich Wilhelm, oder ist's dein Geist?

Wilhelm. (küßt sie) Geister können ja nicht küssen.

Röschen. (küßt ihn auch) Das muß ich selbst probieren.

Wilhelm. Liebst du mich denn noch?

Röschen. Kannst du zweifeln? komm, komm mit zu unserm Vater.

Wilhelm. Ach Röschen, siehe meinen Stelzfuß.

Röschen. Ein Zeichen, daß du dich vor dem Feind nicht scheutest, um so weniger wirst du mir nun davon laufen.

Wilhelm. Nein, Röschen, ich will mich an dich anbinden lassen.

Röschen. So komm nur zum Vater.

Wilhelm. Den Pächter will ich mit seiner eigenen List fangen, der soll uns selbst heute noch die Hände zusammen geben, dann singen wir ihm unser Lieblingsliedchen vor, kannst du es noch?

Röschen. O ja, komm, wir wollen es probieren.

Wilhelm.

Es leben die Mädeln von nah und von fern,
Es lebe die Rösel, sie hat mich recht gern.

Röschen.

Ach wie vergnügt bin ich
Wilhelm, ich habe dich.

Beide.

Willkommen ihr Gäste, das Brautpaar ist da,
Juhesa juhesa, tralara trala.

Wilhelm.

Und wenn nun mit Rösel die Hochzeit geschieht,
So tanz ich mit sammt meinem Stelzfuß noch mit.

Röschen.

Bald fangt die Freude an,
Ich bin Weib, und du Mann.

Beide.

Dann rufen die Kinderln Papa und Mama,
Juhesa juhesa, tralara trala.

(Beide ab.)

(Ein Ungewitter hat sich zusammengezogen, es donnert, Raukopf kömmt mit einer großen Flasche und einer Laterne in der Hand, er ist ganz betrunken, und taumelt furchtsam hin und her.)

Das ist ein Wetter, gerade als ob es wirklich donnerte, und finster ists, wie die Nacht. Ich glaube das Wetter hat sich um meinen Kopf zusammen gezogen, denn er ist mir so schwer, als ob ich eine bleierne Kugel auf dem Halse hätte, und ich weiß gar nicht was das ist, daß ich nicht zum Hause hineinfinden kann. — He, aufgemacht, hat denn das Haus die Thüre ver-

lohren? he, holla — he, die Blitze werden mich noch bei lebendigem Leibe anzünden, (es donnert heftig, und er stürzt zu Boden) zu Hilfe, ich bin todt, ich bin erschlagen.

Meyer. Ums Himmelswillen, wer lärmt denn so entsetzlich? wie! Herr Raukopf, was macht denn er hier im Freien bei dem Ungewitter?

Raukopf. Du bist ein Narr, ich bin beinahe des Todes vor Schrecken.

Meyer. Was hat sich denn zugetragen?

Raukopf. Erschlagen? also hat es wirklich jemanden erschlagen. Das ist ein erbärmliches Unglück!

Meyer. Was denn für ein Unglück? ich weiß nichts als daß es in einem Baum beim Mühlbach eingeschlagen hat.

Raukopf. Ja ja, beim Mühlbach erschlagen.

Meyer. (halb für sich) Der Esel ist wieder besoffen.

Raukopf. Ja ja, die Rösel ist ersoffen.

Meyer. So red er doch vernünftig.

Raukopf. Wenn ichs schon sage, beim Mühlbach ist die Rösel ersoffen.

Meyer. Gott sey bei uns, ich muß nur nachsehen, denn das Mädel ist nicht im Hause

— der Himmel bewahre mich vor dem Unglück. (Läuft ab.)

(Röschen und Wilhelm treten auf.)

Röschen. Herr Raukopf, warum lärmt er denn so?

Raukopf. Ach, wenn er ersoffen ist.

Röschen. Wer denn? ach wer denn?

Raukopf. Nun, der, der ersoffen ist, er hat mirs ja erst selbst gesagt — dort unten beim Mühlbach, sie werden ihn wohl gleich herbringen.

Röschen. Mir ist so angst — ich muß nur zu meinem Vater gehen.

Raukopf. Der Vater? ja ja der arme Mann, er hat guten Wein geschenkt wie er noch lebte.

Röschen. Gott im Himmel, Wilhelm komm lauf, laß uns den Vater suchen. (Beide eilen fort.)

Raukopf. Alles läuft fort, und laßt mich allein, und sie sagen mir nicht einmal, wer ersoffen ist. Meinetwegen, ists wer immer, ich will mich um ein paar Weinflaschen umsehen. — Ach wenn ich nicht genug trinke, wird mir immer miserabel, doch itzt muß ich mich noch zurückhalten, weil ich Bräutigam bin, und nur mit der halben Portion vorlieb

nehmen. Ist aber einmal die Rösel mein Weib, dann nehme ich alle Tage die ganze Portion. (Taumelt in das Haus ab.)

(Die Szene verändert sich in die Wirthsstube. Der Richter, Habakuk und die Bauern sitzen um einen Tisch, und zechen.)

Habakuk. Wir haben ein starkes Wetter.

Richter. Wird bald vorbei seyn.

Habakuk. Wir sind im Trocknen, und wollen auf die Gesundheit des Herrn Pächters trinken.

Alle. Der gestrenge Herr Pächter soll leben!

Raukopf. (tritt ein) Nun, ich bedanke mich gar höflich. (Die Bauern machen eine tiefe Verbeigung, er setzt sich an die Seite des Schulmeisters) Nun nichts neues, lieben Leute?

Bauern. Gar nichts, gar nichts.

Raukopf. Weiß er auch nichts, Richter?

Richter. (besinnt sich) Ein Ungewitter haben wir, wird aber bald vorbei seyn.

Raukopf. Hat sich die Mariandel schon lange nicht sehen lassen?

(Die Bauern sehen sich furchtsam an.)

Habakuk. Ich habe sie gesehen, fuit monstrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademptum est, das heißt, sie hat recht

erbärmlich ausgesehen, — ach der Meyer ist ein großer Sünder.

Bauern. (unter einander) Wer hätte das geglaubt?

Habakuk. Und ich habe gesprochen mit dem Geist, ut dicam omnia clara.

Richter. Sie heißt ja nicht Klara, sondern Mariandel.

Habakuk. Auf Latein sind ja die Namen alle anders.

Bauern. Gesprochen hat er mit dem Geiste?

Raukopf. Ja, es ist ein großer Mann der Schulmeister.

Habakuk. Was halt billig und recht ist. Ihr wißt, daß die Mariandel in den lüderlichen Purschen den Wilhelm verliebt war, und weil der sie nicht gewollt, so hat sie sich so lang gekümmert und gekränkt, bis sie sich hat gar erhängt.

Raukopf. Das war hoch gegeben.

Habakuk. Die vorige Nacht ist sie mir erschienen, bleich und eingefallen (die Bauern rücken näher zusammen); und hat mir gesagt, sie könne eher keine Ruhe haben, bis nicht der Herr Pächter Röschen zum Weibe erhalte; wenn das nicht geschieht, dreht sie dem ganzen Dorfe

den Hals um. Aber der alte Meyer bleibt auf seinem harten Sinne, wenn ihr nicht in ihn dringt; denkt nur, der Herr Pächter will euch dafür den Zehend nachsehen.

Bauern. (drängen sich um Raukopf) Ach der liebe Herr Pächter.

Richter. Ich will den Wirth mit meinem richterlichen Ansehen zwingen. Seyd nur hübsch grob, Bauern, mit Grobheiten setzt man alles durch, das ist mein Prinzipium.

Bauern. Wir schlagen den Wirth braun und blau, wenn er nicht einwilliget.

Meyer. (tritt ein) Meine lieben Leute, was ist denn das für ein Lärmen?

Habakuk. Sum pisce mutior, sed isti consortes — (leise zu den Bauern) Itzt dringt mit Gewalt in ihn.

Bauern. Ja Herr Meyer, er muß das Mädel hergeben, oder wir schlagen ihm das Haus über den Kopf zusammen.

Meyer. Aber Herr Richter was soll denn das heißen?

Richter. Ich glaub, es wird ein Disput seyn.

Habakuk. (leise zum Richter) Er läßt den Zehend nach.

Richter. Freilich, die Bauern haben Recht, das Mädel heraus.

Bauern. D' Rösel muß den Pächter nehmen.

(Wilhelm in einem langen Mantel und falschem Bart tritt ein, ein Buch und einen Stab in der Hand. Alle stehen betroffen.)

Raukopf. Was ist denn das für ein Hexenmeister?

Wilhelm. Der bin ich auch.

Bauern. (wollen fort.)

Richter. He Bauern, ich als Richter muß zuerst laufen.

Wilhelm. Bleibt, ich bin zu eurem Besten gekommen, ich will euch das Gespenst der Mariandel austreiben.

Habakuk. Sum lapis infernalis, das heißt, ich bin ganz versteinert.

Bauern. Ach Herr, wir wollten uns gar schön bedanken.

Wilhelm. Hört mich an. Ich habe vertrauten Umgang mit der Geisterwelt. Die Mariandel, die aus Liebe gestorben ist, will auch nun nicht ruhig seyn, bis sie verheurathet ist, und hat mich zu ihrem Verlobten erkohren.

Raukopf. Auf der Hochzeit trink ich keinen Tropfen Wein.

Richter. Das ist doch zum Erstaunen.

Wilhelm. Wenn der Herr Pächter unsre Hände zusammenlegt, wird sie auf immer Ruhe haben.

Raukopf. Warum nicht gar.

Wilhelm. Aus Mitleiden mit euch will ich die ganze Sache auf mich nehmen, wenn Herr Raukopf einwilliget.

Bauern. Ach lieber Herr Pächter.

Raukopf. Wegen meiner mag er heurathen wen er will, ich bin zufrieden, ich bins — aber nicht auf der geistigen Hochzeit.

Habakuk. Ei ei ei, ein Weib mit Fleisch ist schon zur Qual, und die hats Fleisch ja nicht einmal.

Wilhelm. Gut also, itzt hab Acht, die Mariandel kömmt auf meinen Ruf.

Richter. Sapperment nein, das darf nicht gschehen.

Bauern. Wir zittern alle vor Aengsten.

Richter. Und ich als Richter muß am stärksten zittern.

Wilhelm. Seyd ruhig, es geschieht euch nicht das geringte. (Er liest aus dem Buche, und macht verschiedene lächerliche Gebehrden,

endlich ruft er) Mariandel. (Die Thüre geht auf, und Röschen, einen Schleier über sich, tritt ein, die Bauern stehen alle angstvoll in einem Winkel.)

Wilhelm. Itzt ist nichts übrig, als daß Herr Raukopf unsre Hände zusammen legt, und bekennt, daß er mit unsrer Verlobung zufrieden sey.

Raukopf. Ich greife keines an —

Wilhelm. Bedenkt Bauern, ihr habt dann Ruhe.

Bauern. Ach Herr Pächter.

Raukopf. Sapperment, laßt mich los, ich habe Zeit Lebens noch keinen andern Geist in der Hand gehabt, als den Weingeist in der Flasche.

Habakuk. Me hercule, quale spectaculum inauditum.

Wilhelm. Sie entfernt sich, geschwind, sonst ist alle Mühe vergebens, es ist ja gar keine Gefahr dabei.

Richter. Herrr Pächter, uns zu Liebe.

Wilhelm. Der Herr Pächter darf nur mich bei der Hand nehmen.

Raukopf. Ich muß ehe mein Hand-

schuh anziehen — das ist eine verdammte Expedition.

Habakuk. Est conjunctio mirabilissima.

Raukopf (nimmt Wilhelms Hand, und führt ihn näher zu Röschen, die Wilhelmen in ihre Arme schließt.)

Raukopf. Den hat sie fest, er mag sehen wie er los kömmt.

Richter. Die Mariandel ist auch nach dem Tode noch verliebt.

Habakuk. Est perditus in brachiis spiritui.

Wilhelm. Also der Pächter hat gar keine Einwendung?

Raukopf. Keine —

Wilhelm. Sonst auch niemand?

Alle. Nein, nein.

Wilhelm. So brauchen wir keine Geisterei mehr. (Röschen nimmt den Schleier ab, und Wilhelm wirft die Vermummung weg.)

Alle. Das ist ja d' Rösel — das ist ja der Wilhelm.

Wilhelm. Liebe Leute die Geisterei ist aus, und ich hoffe daß diese kleine Probe, auch euren thörichten Aberglauben lächerlich genug gemacht haben wird.

Meyer. Lieber Wilhelm, komme in meine Arme.

Richter. Itzt weiß ich als Richter selbst nicht, wie ich an der Sache bin, und ich bin doch Obrigkeit im Dorfe.

Raukopf. He he, das ist ein artiger Geist, Jungfer Rösel, sie hat uns keinen kleinen Schrecken machen wollen, aber wir sind nicht furchtsam, wir —

Wilhelm. Trete er nicht zu nahe her, sonst treibe ich seinen Weingeist auch aus; er ist ein böser Mann.

Meyer. Ja wohl ein recht böser Mann.

Habakuk. Purgatis auribus adsum.

Raukopf. Wie so Schwiegervater, wie so?

Meyer. Ei was Schwiegervater, er hat uns vielen Schrecken gemacht, und der Schulmeister, Gott verzeih ihms, hat einen falschen Brief geschrieben, als ob Wilhelm todt wäre.

Habakuk. (zu Raukopf) Non mea culpa, sed tua maxima Culpa.

Meyer. Die Bauern hat er wider mich aufhetzen wollen, und hat ihnen da vorgeschwätzt, daß er ihnen den Zehend nachlassen will, und

heimlich hat er schon Anstalt getroffen, mich und alle Schuldner einzusperren.

Richter. Was? ich bin ihm auch schuldig, wer hätte denn nun den Richter einsperren sollen?

Wilhelm. Solche Bösewichte gehören gar nicht unter ehrliche Leute.

Bauern. Wir wollen Sie hinauswerfen.

Richter. Ich als Richter werfe am ersten.

Habakuk. Injuria horrenda.

Raukopf. Das sollt Ihr nun büssen, wartet Ihr Kerls.

Wilhelm. (reicht ihm einen Sack Geld hin) Hier sind die hundert Thaler des Meyer, und der halbe Zehendrückstand für die Bauern — Morgen aber wird Klage beim Kreisamt angebracht.

Richter. Dann Bauern, können wir sie von Amtswegen hinausprügeln.

Habakuk. Ei ei, das Geld wär schon recht, sed quomodo — quando?

Wilhelm. (zeugt auf seine goldene Ehrenmedaille) hier sind die Beweise.

Meyer. Komm her Wilhelm, laß dich an mein Herz drücken, du hast dich brav ge-

halten. He Nachbarn, setzt Euch daher, Wilhelm muß uns erzählen — leb er wohl, Herr Pächter und Schullmeister.

Raukopf. (zu Habakuk) Was ist zu thun?

Habakuk. Patientia in istis rebus, das heißt, hänge den Mantel wie der Wind geht.

(Alle kehren dem Pächter und Schullmeister den Rücken zu.)

Meyer. Giengs dir gut Wilhelm?

Wilhelm. Gut wohl eben nicht, der Soldat duldet der Beschwerden viele, aber schlecht auch nicht, denn ich diente dem gütigsten der Fürsten, und diente mit Freude, habe manchen Sieg erringen helfen, bis bei Stürmung einer Batterie eine Kanonkugel mein Bein zerschmetterte.

Röschen. Armer Wilhelm.

Wilhelm. Der Gedanke, meinem Fürsten nicht mehr dienen zu können, schmerzte mich beinahe eben so sehr als meine Wunde. Ich war geheilt, gepflegt, beschenkt, hier am Rocke prangt das Zeichen von der Gnade des Fürsten, es ist ein öffentliches Denkmal meiner Bravheit.

Meyer. Ich muß dich küssen.

Röschen. Ach, wenn du auch beide Beine verloren hättest —

Wilhelm. Und auch mein Leben, es geschah ja aus Pflicht und Liebe.

Meyer. Auch ich Wilhelm will dich nun lohnen. Röschen sey dein, das habe ich dir schon lange zugesagt; seht Kinder, ich bin alt und schwächlich, mein Wirthshaus ist nicht uneinträglich, der vorjährige Mißwachs hat mich zwar etwas zurückgeschlagen, aber bei Wirthschaft und Eintracht gedeiht auch Seegen, ich trete es Euch ab, und lebe in Ruhe und Friede unter Euch.

Röschen. Ach Vater.

Wilhelm. (trocknet sich eine Thräne ab) Guter Vater, wie soll ich Euch danken?

Meyer. Mit Liebe mein Sohn, und mit Edelmuth.

Wilhelm. Ja Vater, das will ich auch, ich will eine Wirthschaft führen, wie ein ehrlicher Mann, und kein Schelmgesicht, das heimliches Gift im Herzen trägt, soll an meinem Tische speisen. Ich lasse ein Tafel vor das Haus machen, und darauf schreiben: Hier kehren gutgesinnte Bürger ein, und so wahr ich lebe, da werde ich an Gästen nie Mangel leiden. Kömmt aber ein wohlverdienter Soldat

zu mir, so soll er noch ein gutes Gläschen obendrein haben. Alle Tage früh aber führe ich mein Weib, und so Gott will, auch meine Kinder zu dem Bilde unsers Fürsten, und da müssen sie mit einander für den betten, der unser aller Vater ist.

Meyer und Röschen. Guter lieber Wilhelm.

Wilhelm. Stille, laßt mich noch etwas sprechen mit Euch. Wir haben, Dank dem Ewigen, Frieden, aber noch bluten tausend Wunden, und selbst ein kleiner Zufluß ist Wohlthat für die erschöpften Kassen. Wir legen jeder etwas im Gelde und Körnern zusammen, und das bringe ich nach der Hauptstadt. Können wir nicht mehr mit dem Schwerte dienen, will ich sagen, so reichen wir wenigstens von dem unsrigen ein Geschenk dar, wozu Pflicht und Liebe uns antreibt.

Habakuk. Herr Wilhelm, Herr Meyer — Ihr habt mein Herz gerührt — ego vehementer erravi — aber ich will es wieder gut machen — der Herr Pächter hat mich verführt, ich bereue was ich gethan habe, und verschmähe nun den Gewinn, den ich für meine schändliche Bemühung erhielt (nimmt einen Geldbeutel hervor) nehm er das mit in die Stadt Wil-

helm, auch von meinen eigenen lege ich noch etwas dazu, tantum, quantum possibile est — nehm er sich ein Beispiel Herr Raukopf, er ist ein reicher oder auch ein böser Mann.

Raukopf. Meiner Seele ich wars, aber ich will mich ändern, ja beim Himmel das will ich. Ich habe gesparrt und gewuchert genug, nun will ich auch reine Freude genießen. Ein Drittheil von meinem Vermögen will ich beisteuern zu den Bedürfnissen des Staates. Was von den andern zwey Drittheilen übrig bleibt, und daß es nicht zu wenig seyn soll, dafür will ich schon sorgen, erbt nach meinem Tode Röschen für den Kummer den ich ihr gemacht habe, einstweilen aber gebe ich tausend Thaler zur Haussteuer, und bei dem ersten Kinde bin ich Pathe, dem ich auch so viel einbinde.

Wilhelm. O zu viel, zu viel Herr Pächter —

Röschen. Wahrhaftig zu viel.

Raukopf. Kinder, laßt mir mein Willen, ich habe lange keine Freude gehabt, als Geld zusammen sparren, Ihr lehret mich auch andere Freude können, diese will ich nun genießen, in Eurer Mitte will ich leben, als ein braver Mann, und wenn ich einst sterbe, f,

sollt Ihr aus gutem Herzen über einen Mann weinen, der zwar ein Bösewicht gewesen, aber von dem Tage Eurer Verbindung an, bis an sein Lebensende gute Handlungen ausübte.

Meyer. Gott segne ihn in seinem edeln Entschluße.

Richter. Und ich geh nach der Stadt, und laß mir von einem Mahler ein Bild machen, wie der Pächter von einem bösen ein braver Mann wird, das will ich aufhängen, und täglich meinen Kindern zeugen.

Meyer. Ho ho, Herr Richter, das wird der Mahler schwer vorstellen können.

Richter. Wills ihm schon angeben, diese Seiten von oben bis hinunter mahlt er schwarz, und die andern weiß, das stellt das Gute und Böse vor, auf der Seiten steht ein Engel mit vergoldten Flügeln, und auf der andern der Teufel mit dem Sündenregister, der Engel lacht, aber der Teufel kratzt sich hinter den Ohren, weil er einen Sünder verlohren hat.

Bauern. Bravo, bravo — das wollen wir in der Gemeinstuben aufhängen.

Wilhelm. Und nun meine Brüder kommt, ich habe während sich das Gewitter verzog, eine kleine Festlichkeit im Garten ver-

anstaltet — der heutige Tag ist würdig, dieses Fest mit vollem Herzen zu feiern.

Alle. Ja ja, wir folgen unsern braven Wilhelm.

(Die Bühne verwandelt sich in den Garten, im Mittelpunkte steht die Bildsäule des Kaisers, der Garten ist mit Lampen beleuchtet, Knaben und Mädchen schmücken die Bildsäule mit Blumen, der ganze Zug der vorigen Personen, von Raukopf geführt, und mehrere Bauern und Bäuerinnen kommen, jedes einen kleinen Geldbeutel, der Pächter aber einen Geldsack in der Hand, sie stellen sich um die Bildsäule.)

Erheitert nun Herzen und Blicke,
Wir stehen o Vater vor dir
Und geben zum Vaterlands-Glücke
Von unsern Vermögen dahier

(Legen das Geld um die Bildsäule.)

So liebet in inniger Fülle
Der Deutsche o Vater stets dich
Dein Wohl ist sein eifrigster Wille
Durch dich nur erfreuet er sich.

G*** ch.

Eine einfache Geschichte.

Es giebt keinen schärfern Dorn für ein empfindsames Elternherz, das seine Kinder mit zärtlicher Sorge liebt, als die Ungerathenheit der Kinder. Daher verzeihe ich dann allen Müttern die traurigen Aeußerungen ihres Schmerzes sehr gerne, vorzüglich, wo ich höre, daß die Tugend einer Tochter für die Mutter ein Gegenstand des stillen Leides ist. Zwar ist das heut zu Tage nicht oft der Fall; denn unsre Schönen sind schon einmal zu kultivirt, zu delikat um ihren Müttern durch die abgetragene Zierde Tugend das Herz schwer zu machen, und bilden sich meist vollkommen nach ihren treflichen Mustern. Da sich aber doch noch zuweilen ein solches ungerathenes Töchterchen vom Lande nach der Stadt verirrt, das mit

seiner albernen Unschuld und Seelenreinheit die guten Stadtmädchen ärgert, so glaub ich diesen Müttern einen nicht geringen Dienst anzutragen, wenn ich ihnen eine leichtfaßliche Methode mittheile, ein tugendhaftes oder was gleichviel heißt, ungerathenes Kindchen nach den Regeln der Stadtkunst umzubilden, um es seinem Glücke in die Hände zu leiten. (Ich bitte, mir ja nicht etwa eine Zweideutigkeit in diesem Ausdrucke zur Schuld zu halten: ein Mädchen seinem Glück in die Hände leiten, heißt nicht immer: es zur eitlen Puznärrin, das aus Romännchen schwazen und verliebt tändeln oder Männerherzen betriegen, verläumden u. s. w. kann, so verstand ich es eben nicht, sondern es seinem Glück in die Hände leiten.)

Unter Hunderten die als Erziehungsmuster von Müttern aufgestellt sind, will ich daher die erste beste kopiren; denn sie weichen sämmtlich in ihrer Methode nicht beträchtlich ab, ausser, daß diese das Verläumden der Schminkkunst, jene Eigensinn der Prahlerey, die dritte die Puzsucht der Verstellungs- eine vierte die Koketterie der Tanzkunst u. s. w. vorzuziehen für nöthig hält.

Die Frau —** hatte das erwähnte Unglück im höchsten Grade. Nettchen, ihre

Tochter, traf das von der Mutter oft mit Thränen beweinte Loos, bei ihrer Tante, einer zwar reichen aber (man möchte freilich den Kopf bedenklich schütteln!) vortreflichen Wittwe auf dem Lande erzogen zu werden, und das auf eine Art, die der ihrer Mutter ganz entgegen war, und von allen klugen Müttern verworfen werden muß, nemlich einfach unschuldig wie die Natur in den Gefilden ihres Landsitzes, wohlthuend, voll Seelenreinheit und Geisteswürde. Itzt starb die Tante, und ihr Vermögen fiel Nettchen zu, die nun in die Stadt ziehen mußte.

Das Natürliche schöne und gute Mädchen mit ihrer bäurischen Einfalt und unerträglichen Sitten war ein Stoff des täglichen Aergers für die Mutter, die aus allen Kräften arbeitete, das verwahrloste Mädchen ihrer Bestimmung näher zu bringen. Sie vergaß sogar nicht selten — gewiß eine nicht gewöhnliche Aufopferung! — ihres Spieltisches an Abenden, und las Nettchen Lekzionen über die weibliche Bildung und Bestimmung.

„Mein Kind," sagte sie oft, „glaubst du, deine Bestimmung sey etwa wirklich so ernsthaft und freudenlos, als dir es die Tante einprägte? Die Tante lebte auf dem Lande, wo noch die Nacht

der Vorurtheile und tugendhaft seynsollender Albernheiten herrscht. Vergnügen ist unsre Bestimmung, zum Vergnügen sind wir da. Vergnügen nehmen und erwiedern, das ist Tugend, sonst giebt es keine, außer in den finstern Köpfen, die vor lauter Weisheit die dümmsten Menschen sind, und uns nur zur Belustigung wie einst ungefähr die Hofnarren dienen. Auf deren Lehren darfst du nicht horchen, denn sie passen Alle für das gesellschaftliche Leben gar nicht, und zur Gesellschaft bestimmen uns Alle Neigungen und Triebe. Um aber in Gesellschaft Vergnügen zu finden, mußt du dein Augenmerk vorzüglich auf den Putz richten: je schöner er ist; desto mehr Blicke lockt er an, und desto mehr Weihrauch wird deiner Schönheit gestreut. Und welch ein Vergnügen ist es nicht überall bewundert zu seyn? Die Kultur deines Aeussern muß etwas grösser seyn, als die des Innern; denn nach jenem beurtheilt man die Menschen, weil man in das Innere nicht sehen kann. Dein Aeußres muß also immer zuerst besorgt, weniger das Innere seyn; und unter diesem Innern bild dir nicht etwa das Herz ein: Gottlob, die wenigsten von den Aufgeklärten haben irgend ein Herz, und wozu wär es denn? Mitleid, Güte, u. d. gl.

würden uns zu oft ein Vergnügen verbittern, das wir ohne einen Herzen am süssesten geniessen. Blos der Verstand ist unter diesem Inneren gemeint; du mußt dir die Gabe vorzüglich eigen machen, recht witzig zu seyn; Witz zieht Bewundrer an. Mit Verstand tändeln, und mit dir tändelnd deine Talente schimmern lassen, die Fehler und Schwachheiten deiner Nebenmenschen ausspähen und darüber lachend herfallen, kurz alles was dir Beifall erwirbt und Vergnügen macht, das sey der Punkt, auf dem alle deine Wünsche, Neigungen und Triebe geheftet seyn müssen.“

Das ist das Fragment, welches um die Tugend ihrer Töchter besorgte Mütter ergänzen können, je nachdem sie es für gut finden. Zarte Mädchen nehmen die Lehren zärtlicher Mütter sehr leicht an, und es wird nicht fehl schlagen.

Nettchens inneres Gefühl ihrer unverdorben Menschheit ließ sie zwar anfangs etwas Würdigers von den Absichten ahnden, die ein so allgüttiges weises Wesen, das die Menschheit schuf, mit ihrem Daseyn haben kann, aber dieß innere Gefühl wurde bald erstickt. Assembleen, Bälle, Lustparthien und tausendfältige Belustigungen der feinern Welt

veränderten sie bald, und sie gestand in einem Jahre ihrer edlen Mutter schmeichelnd, die Vortreflichkeit ihrer Grundsätze ein. Von diesen beseelt wurde sie bald als das liebenswürdigste Mädchen, der Honigsein für Männer gleicher Grundsätze, und die Mutter schwelgte in der Seeligkeit eine so vortrefliche Tochter erzogen zu haben.

Schade nur, daß diese glückliche Schwelgerey so kurz dauerte!

Nettchen erhielt die reitzendsten Anträge von allen Seiten: man rang um ihre Hand (— gewieß sehr gut ist dieser Ausdruck in der feinen Welt üblich; denn Herzen hat man nicht, braucht sie und will sie nicht —) Nettchen aber wollte erst das Glück ihrer Ungebundenheit geniessen, und gab endlich nach langem Dringen einem reichen Manne die verlangte Hand. Ein neuer Triumph für die Mutter, ihre Familie glänzend und das nach ihrer klugen Erziehung so glänznde zu sehen!

Nettchen lebte nun ganz eigentlich nach Ton und Mode. Ihr Herr Gemahl, gewohnt es nicht anders zu machen, hatte aber bald das Vergnügen, ein Gütchen um das andere zu verpfänden, einen Schmuck um den andern zu verkaufen, oder fein gesagt, aus Gefälligkeit zu kommen zu lassen? und in wenigen Jahren waren mehr Gläubiger im Hause, als Toiletten, Spiegel, Divans u. d gl. Die Mutter hatte zwar Nettchen oft gerathen, etwas sich einzuschräncken; aber die Antwort der edlen Tochter: Ich bin Frau vom Hause und mein Vergnügen hat Niemand zu tadeln — raubte zum Erstenmal der Mutter den Stolz auf Nettchens Erziehung; — doch wei-

ter! Als Nettchens Gemahl erschöpft war, hieng sie sich nun an andere Liebhaber, und gieng endlich — mit einem reichen Hamburger Juden heimlich aus dem Lande. Ein Billiet das sie ihrer Mutter hinterlies, lautete wörtlich also: Mamachen!

„Sie lehrten mich, Vergnügen sey meine Bestimmung. Ich lebte, wie Sie sahen und noch sehen mögen, dieser edlen Bestimmung ganz gemäß, und werde sie wohl nie aus den Augen verlieren. Darum verdenken Sie mir es auch nicht, wenn ich es nun in andern Ländern versuche. Die Entbehrlichkeit des Herzens, die sie mir so sorgfältig einprägten, kömmt mir izt auch recht gut zu Statten, und ich brauche mich also gar nicht um Sie, um meinen Gatten und meine Kinder zu kümmern. Bin ich nicht Ihre musterhaft erzogene, würdige Tochter?"

Die Mutter las, und sank zum erstenmal ohne Künsteley ohnmächtig nieder, ein Beweiß: daß ihr Herz doch noch — Herz war.

Nettchen starb im Chariteehause zu Berlin.

Nun Mamachens! Nur muthig diese treflichen Lehren verpflanzt! Wenn das Töchterlein nur angebethet, bewundert wird! Wenn es nur glänzt, lockt! Die Erziehung gedeihet leicht und gut, — und das Glück des Lebens — — — — o mein Gott Possen! Grillen.

Hurka.

Tanzlied *)

Alle.

Auf schlinget Reihentänze
Bis Freude uns durchglüht,
Sie winde unsre Kränze,
Sie hebe jedes Glied!

Allgemeiner Chor.

Es schwinden Tanz und Freuden,
Bald schlummert das Gefühl —
Drum laßt uns fröhlich scheiden
Bei Scherz, Gesang und Spiel.

* * *

Alle.

Fort! drehet euch im Kreise
Vertraulich Hand in Hand,
Wer Tanz nicht liebt — sey weise,
Er stirbt, und hat Verstand.

(Allgemeiner Chor wie oben.)

---

*) zu einer Angloise mit vier Repetitionen.

* * *

Die Mädchen.

Ja Schwestern, ja wir schweben
Im Zauberkreis herum,
Wir schaffen, und wir weben
Uns ein Elisium.

(Allgemeiner Chor wie oben.)

* * *

Die Jünglinge.

So Mädchen folget immer
Dem Rufe der Natur,
Der Freude Rosenschimmer
Blüht euch im Lenze nur.

(Allgemeiner Chor wie oben.)

* * *

Die Mädchen.

Sieh Jüngling, sieh ich gleite
Im schnellen Flug dahin,
Es hüpft an deiner Seite
Mein Herzchen her und hin.

(Allgemeiner Chor wie oben.)

* * *

Die Jünglinge.

Ach Mädchen wie erhitzet
Dies Wallen meine Brust,
Der Freude Strahl durchblitzet
Mein Herz mit süsser Lust.

(Allgemeiner Chor wie oben.)

* * *

Alle.

Ein reines Herz genießet
Die Freude nur allein,
Die Unschuld nur versüßet
Des Lebens Bitterwein.

Allgemeiner Chor wie oben.)

* * *

Alle.

Was wollt ihr Klügler schmählen,
Es tanzt sich fein und schön.
Könnt ihr was anders wählen,
Nun gut — nur laßt uns drehen.

(Allgemeiner Chor wie oben.)

* * *

Alle.

Wie Freunde ist das Leben,
Kein bunter Fastnachtstanz?
Drum laßt uns fürder schweben
Im frohen Wirbelkranz.

(Allgemeiner Chor wie oben.)

J** K**

Ein holzersparendes Mitel.

Hu, rief Apollo, wie gräßlich kalt
Wird's doch in unserm heil'gen Wald!
Die Finger werden krumm, die Leyersaiten springen,
Kein Lied will mehr gelingen.
Giebts kein Holz mehr in unsern Wäldern,
Und kein Stroh auf unsern Feldern? — —
Da schaff' ich Rath, so sprach die Eine
Der schönen Schwestern, deren neune
Auf heil'gen Pindushöhen weilen; —
Ihr dürft nur den Befehl ertheilen,
Daß alle schlechte Werke allzumal,
Verbrennet werden Zahl nach Zahl.
Und nie wird's dann an Feurung fehlen. —
Laßt nur Recensenten pfrüpfen — wählen.

Becher.

Anekdoten.

In Dublin taumelte ein Trunkenbold, der einen sehr starken Rausch hatte, auf der Strasse, und stieß einen andern mit dem Ellbogen, weil aber dieser fest stand, fiel er selbst auf die Erde. — Er steht wieder auf, faßt seinen Gegner bei dem Kragen, verlangt seine Adresse, nennt seinen Namen, und will sich durchaus schlagen; der andere hat hiezu keine Lust, und beantwortet die Ausforderung sehr kalt. Nach einem ziemlich lebhaften Wortwechsel sagt der erstere, „ich sehe wohl, daß sie der Mann nicht sind, der sich mit mir schlägt, wohlan! ich boxe *) Sie um sechs Stüber."

*) Das Boxen besteht darin, daß man sich mit der Faust schlägt; wenn es in der Regel geschieht, so muß ein gewisses Geld gesetzt und gewettet werden, sonst ist man für die Folgen verantwortlich; hat man aber um etwas gewettet, so kann man seinem Gegner getrost den Hals brechen!!!

Der andere schien einzuwilligen, aber unglücklicher Weise muß man zum Boxen die Kleider ausziehen, und der erste mußte seinen Gegner, den er am Kragen fest hielt, fahren lassen, welcher sich den Augenblick zu Nutzen machte, und unter dem Gedränge verschwand. Der Gegner stand im Kurzen nackt da, und suchte mit den Augen seinen Mann. Da er ihn nicht sah, fing er an zu schreien, doch legte sich seine Wuth sehr bald, und er wollte sich wieder anziehen, aber das Hemd war fort, und er hat es nie wieder gesehen.

Lord Townschend übernachtete einst auf einer Reise in einer Dorfschenke, wo er sehr überrascht war, guten Claret (rothen Wein) zu finden. Er trank sehr viel davon, ließ dann den Wirth mittrinken, und endigte damit, daß er ihn unter dem Namen Sir Thomas *** zum Ritter schlug. Den andern Morgen erinnerte er sich daran, was er den vorigen Abend gethan hatte; er ließ den Wirth kommen, und sagte ihm: „Man hat gestern Abend nach Tische einige Thorheiten begangen, ich hoffe, daß weiter keine Gebrauch davon gemacht wird?" „Gnä-

diger Herr", antwortete der gute Mann, „was mich betrift, so ist es mir einerlei, allein ich muß doch mit meiner Frau darüber berathschlagen." Die Antwort der Frau soll gewesen seyn. „Ich hoffte nie eine Lady zu werden, aber seitdem das Glück mich dazu gemacht hat, so will ich es auch mein Lebelang bleiben," — und wirklich nennt man sie auch noch Milady, und ihren Mann Sir.

Man warf dem Kaiser Sigmund vor, daß er anstatt seine besiegten Feinde dem Gerichte zu übergeben, sie mit Wohlthaten überhäufe. „Und," versetzte der Kaiser, „laß ich sie dann nicht sterben, indem ich ihren Haß gegen mich auslösche, und sie zu meinen Freunden mache?"

Fitz Williams, von Profession ein Schneider, in Diensten des Kardinals Wolsey, wußte die Zufriedenheit seines Herrn so sehr zu verdienen, daß er ihn zu einem ansehnlichen Posten verhalf. Er stand diesem einige Jahre mit

Treue und Eifer vor, und gab ihn dann auf, um den Rest seiner Tage in Ruhe verleben zu können. Der Kardinal fiel indeß bei Hofe in Ungnade, und Fitz William war der einzige, der seinen Herrn vertheidigte, und seine Talente und Verdienste mit Feuereifer lobte. Er that noch mehr, und bat den Kardinal, sein Haus als einen Zufluchtsort anzunehmen. Gerührt nahm der Kardinal dies Anerbieten an. — Der König über diese Treue verwundert, ließ Fitz Williams zu sich kommen, und setzte ihn zur Rede, wie er sich habe unterfangen können, einen Staatsverbrecher (dafür galt der Kardinal), in seinem Hause eine Zuflucht anzubieten. „Sir,“ versetzte Fitz Williams, „ich bin kein schlechter Bürger, noch ein ungetreuer Unterthan, denn ich habe weder den in Ungnade gefallenen Minister, noch den Strafbaren im Hause aufgenommen, wohl aber meinen ehrwürdigen alten Herrn, meinen Wohlthäter, und wenn ich fähig gewesen wäre, ihn in seinem Unglücke zu verlassen, so würde ich mich selbst für den undankbarsten Menschen halten.“ Erstaunt und vor Verwunderung gegen den tugendhaften Fitz Williams durchdrungen, erhob ihn der König in den Ritterstand, und kurze Zeit darauf zum geheimen Rath.

Maygesang.

Ringle dich um grüne Mayen
  Schäferjugend froh im Tanz,
Singe Liedchen zu Schalmayen,
  Schmück dich mit dem Veilchenkranz!
Bei der Mayenweste Kosen
  Flattre deiner Bänder Spiel;
Holder Wangen Blütenrosen
  Röthe höher Lustgefühl.

* * *

Schön geschmückt im Hochzeitskleide
  Lächelt lieblich die Natur,
Wählt zu ihrem Brautgeschmeide
  Sich die Blumen dieser Flur.
Unterm Nachtigallgetöne
  Schwebt ihr Bräutigam herbei,
Heute gattet sich die Schöne
  Mit dem schönsten Jüngling — May.

* * *

Junge Welt dich zu beglücken
  Hat sich Tellus anvermählt.
Alles minn' im Hochentzücken
  Durch des Mayen Reiz beseelt.
Liebe tönt im Schattenhaine,
  Liebe spielt im Silberbach,
Liebe lockt am Blumenraine,
  Liebe ziert am Ulmendach.

* * *

Um den Busen junger Rosen
  Schwärmen sich die Weste matt;
Tausend goldne Würmchen kosen,
  Wiegen sich am Knospenblatt.
Lämchen hüpfen froh im Thale,
  Scherzen durch die Blütenzeit.
Alles minnt im Frühlingsstrahle
  Was sich seines Daseyns freut.

* * *

— ss.

Die Tulpe und das Veilchen.

„Seht mir doch! Ein Veilchen kühnt
„Sich, zu blühn in meiner Nähe,
„So ein Ding, das nicht verdient,
„Daß es unter Blumen stehe.“

Eine Tulpe, schön bemahlt
Wie so manches Mädchen, schalt
So mein Veilchen in der Nähe.

Doch das edle Blümchen schwieg,
Und sein Balsamathem stieg
In die Luft. Ein Mädchen pflückte
Sich das Blümchen, das sie schmückte,
Und die Tulpe? — blähte sich
Bis sie hier im Beet verblich.

* * *

Tulpengleiche Mädchen hört
Meines Veilchens goldne Lehre.
Sind uns schöne Larven werth?
Ob da Jemand reicher wäre,

Als der Mann, der Larven macht!
Herz und Seele nehmt in Acht;
Sonst wird euch, o denkt den Schrecken!
Einst das Grab — als Jungfern decken.

* * *

J. H. Hurka.

Die Bestellung.

Der Stutzer.

Ich brauche einen neuen Hut,
Herr Meister, machen Sie mir einen gut,
Und bald, Herr Meister, bald. Ich bitte —

Der Hutmacher.

O Herr, ich bin der Arbeit voll
Ich habe nicht gnug Bälg' und Woll
Auf — Doktorhütte.

J. H. Hurka.

Nänie.

Heute laden holdlächelnde Freuden
  Mich zu Pfänderspiel und Tänzen ein.
Morgen weichen alle meine Freuden,
  Und mir winkt ein enges Kämmerlein.

* * *

Heute schlürf' ich aus dem Wonnebecher,
  Den im Flötenton mir Liebe reicht.
Morgen trink' ich leer den Todesbecher,
  Und der Wange Rosengluth verbleicht.

* * *

Heute schmückt ein Kranz von Frühlingsrosen
  Schön mein jugendliches Lockenhaar.
Morgen sind verwelkt die Frühlingsrosen,
  Und ich liege auf der Todtenbahr.

* * *

Heute schließet in die heißen Arme
  Freundschaft unterm heil'gen Kuße mich.
Morgen schließet in die kalten Arme
  Mich der Tod — die Szene endet sich.

* * *

Pflanzt auf meinen Hügel eine Rose
  Freunde unterm sanften Klagelied!
Und entblättert sage diese Rose
  Jugend dir! daß ich wie sie geblüht.

* * *

— a.

Als ich Ihr Klopstoks heilige Oden vorlas.

O des Anblicks! Hochverklärung strahlte
  Einer Heil'gen gleich aus Rosas Blick.
Und auf ihrem frommen Antlitz mahlte
  Sich der lichten Zukunft hehres Glück.

* * *

Gottes ofne Himmel floßen nieder,
  Wiederstrahlend von der Seel'gen Glanz.
Sie vernahm der Hochtriumphe Lieder,
  Sah erzittern ihren Palmenkranz.

* * *

Schauertrunken bebten ihre Thränen,
  Thränen — Gott geweint für jene Welt.
Von Anbetung und von leisen Stöhnen
  War der tiefentzückten Brust geschwellt.

* * *

Sah mein Geist nicht Gottes Lichtgefielde,
  Durch des Grabes Spalten seinen Thron?
Eine Heilige im schönsten Bilde
  War schon Rosa höhrer Region.

* * *

— a.

Wetterwechsel.

(Sonet.)

Als umgraut vom nassen Wolken = Schleyer
Und im Regen Busch und Wiese stand,
Wo ich jüngst mit Mila Hand in Hand
Saß und sang ins muntre Lied der Heuer.

* * *

Als in öder trauerernster Feyer
Sich das tropfentschüttelnd Regenland
Seinem Wolkendunkel nicht entwand,
Und schon überschwoll der kleine Weiher.

* * *

Klagt ich blickend auf den nassen Hain:
„Sonne! Sonne, schenk uns deine Strahlen!
Wird ein stettes Trüb die Landschaft mahlen?"

* * *

Sieh nun eilte Mila durch das Flur-Gezäun
In mein ödes Zimmerchen hinein,
Und die Sonne fieng itzt an zu strahlen.

* * *

J. H. Hurka.

An Fredegunde.

O du! auf deren Stirne
Der Gottheit Siegel prangt,
In deren Wonnelächeln
Sich meine Seele sonnt.

In deinem holden Blicke
Las ich, o Seligkeit!
Gefühle Platos — Liebe,
Mit niegefühltem Trieb.

Bei deinem Anblick flutet
Mein krankes Herz empor,
Und Freud' und Trauer rieseln
Im zitternden Gebein.

Im Haine sah ich wandeln
Dich Uiberirrdische!
Dich sah ich, o der Wonne!
In meinem Freudenkelch.

Es spielten Abendlüftchen
Ihr schüchtern schönes Spiel
Mit Busenflor und Locken —
Ein neidenswerthes Spiel.

Des Mondes Schimmer küßte
Die Rosenwange dir;
Es neigten alle Wipfel
Tiefhuldigend sich dir.

In feyerlicher Stille
Lag ringsum die Natur.
Kein Laut, nur Philomele
Sang ihr bezaubernd Lied.

Sie sang der Liebe Leiden
Im schmerzenden Akkord,
Wie Sapho, wie Heloise —
Und ach! ich fühlte tief.

Itzt flatterte dein Schleyer
Leicht am Zypreßenbaum;
Es flimmerte vom Auge
Gleich einer Thräne dir.

Da rauschten Abendwinde,
Da bebt's im Schattengang,
Umher ward es so schaurig —
Die Nachtigall hielt ein.

Ich nahte heftig zitternd
Mich dem Zypreßenbaum,
Und du — o fließt ihr Thränen
Der Wonne und dem Schmerz!

Und du, du warfst voll Liebe
Den Seelenblick auf mich.
Mir war's als göß' ein Engel
Entzücken durch mein Ich.

Hin stürzte ich zur Stelle
Voll heiligen Gefühls,
Und küßte sie die Stelle
Von dir, von dir berührt.

Mir war nun die Zypreße
Geheiligt wie die Luft
Die deinen Leib berührte,
Ein Tempel mir der Hain.

Ich grub in die Zypreße
Tief meinen Namen ein;
Mir ward so schwül, so bange,
Und zitternd grub ich ihn.

Vor meiner Seele schwebet
Alleinzige dein Bild,
So überirrdisch-himmlisch
Wie Gottes Engel sind.

Lisch aus, lisch aus die Flamme,
Die mir im Busen brennt!
Ach stille meiner Schmerzen
Verschmachtendes Gefühl.

In gränzenloser Schöpfung
Vermagst's nur einzig du!
Aus Erdenmillionen
Nur einzig — einzig du!

Weller.

Freundschaft.

Der Esel:

Komm, laß uns einen festen Bund
Als stette Spottgefährten schliessen.
Die Freundschaft wird uns Trost —
Sticht uns ein Stutzermund —
In unsre Wunden giessen;
Ja, laß uns treue Freunde seyn!

Der Ochs:

Wohlan, ich geh das Bündniß ein.
Jedoch wie wirst du dich betragen,
Wenn Spott und Hohn uns ewig dräun?

Der Esel:

Ich will es dir, dem Freunde, klagen.

Der Ochs:

Und wenn von Neuem dich die Lästerzunge sticht?

Der Esel:

Dir Alles treulich wieder sagen.

Der Ochs:

Und immer nur und immer klagen?
Da magst du es bei Damen wagen,
Ich danke dir; so geht es nicht.
Ein Freund muß männlich tragen.

J. H. Hurka.

Der Schmetterling und die Biene.

Ein Schmetterling pries seinen Reitz
Und lobte sich sein Leben.
Er tadelte der Biene Geitz
Und unermüdet Streben
Nach vieler Blumen Süssigkeit
Die sie doch nur den Andern weiht.

Allein die Biene hörte
Den Schwätzer still, und leerte
Im Speicher ihrem Reichthum aus
Und flog nach Blumen froh hinaus.

* * *

Wer achtet, was ein Fader spricht,
Fühlt seine Würde nicht.

J. H. Hurka.

Leichtsinn und Liebe.

Moralische Erzählung.

Adolph Waller stand in der Wohnung seines Freundes Karl Zimmer im Fenster, und sah in den gräflichen Garten hinab, worinn sich so eben viele Spatziergänger versammelten. Der Eintritt war für Jedermann frei, auch erlaubte der Graf seinem alten ehrlichen Gärtner Büschmann, die Gäste für seinen Vortheil mit verschjedenen Erfrischungen zu bedienen.

Der Tag war schön. Die beiden Freunde hatten sich vorgenommen, auszugehen. Nun war die Frage, wohin man gehen sollte?

„Ich dächte,“ sagte Zimmer, „wir blieben unten im Garten.“

„Im Garten?“ entgegnete Waller, „warum gerade?“

Wenn du es willst Adolph! die Gesellschaft unten ist zahlreich.

„Ich liebe die Menschenmenge nicht.“

Der Garten ist groß. Malchen —

„O ich bitte! verschonen sie mich.“

Hm! der Unterhalt mit ihr —

„Ist für mich anziehend; ich gestehe dieß, aber keineswegs Nothwendigkeit. Zudem divertirt sie sich sehr gut mit Milbach.“

Ist er da?

„Da sieh! dort schleichen sie Arm in Arm der Dianenlaube zu.“

Das Mädchen ist doch wahrlich unbeständiger, als das Aprilwetter. Mit jeder Stunde ändert sie ihre Launen, und wuchert mit ihren Neigungen.

„Das ist ihr Fehler.“

Ein unverzeihlicher. Ich prophezeihe üble Folgen.

„Wie so?“

Ihr Leichtsinn wird sie in den Augen jener, die es mit ihr einst ernstlich denken dürften, sehr herabsetzen.

„Jugendliche Munterkeit.“

Taufe dieß Gebrechen nicht mit einem so entschuldigenden Namen. Ihr flatterhaftes Benehmen ist oft sehr bestimmt und planmässig.

„Das sollte ich nicht dafür halten.“

Du rechtfertigst sie, weil du sie nicht gern im üblen Lichte sehen möchtest. Hat sie nicht oft in deiner Gegenwart mit andern gescherzt, um dich in Eifersucht zu bringen?

„O mein Gott! — wie könnte sie so etwas erwarten? Mich kümmert das wenig, mit wem sie spricht und schäckert.“

So ganz wenig eben nicht. Zum Beispiel lieber Freund! schmerzt es dich dennoch, wenn Malchen dich gänzlich zurücksetzt, und einen andern, der dir in körperlichen und Geistesvorzügen weit nachsteht, vorzieht.

Adolph erröthete. „Ich habe ja,“ sagte er etwas betroffen, „keine Ansprüche, keine Foderungen.“

Wann auch nicht äußerlich, um so mehr innerlich. Malchen weiß das recht gut, und ist boshaft geuug, auf Kosten deiner Empfindung und deines guten Herzens ihren Mutwillen zu treiben.

„Da hast du recht! Uibe ich zuzuweilen mehr als Gefälligkeiten, so haben sie sicher die Güte meines Herzens zum Grunde. Es wäre höchst verdrüßlich, immer von äußern Handlungen beurtheilt zu werden.“

Dies gilt wohl hei Amalien nicht.

„Ausnahme. Dergleichen Handlungen sind die Dollmetscher innerer Denkungsart. In Malchens Flatterhaftigkeit bleibt ein leichter Sinn unverkennbar.“

Diese Behauptung wird dir wahrlich Niemand, selbst keiner ihrer Anbeter widersprechen. Sie wechselt ja ihre Gefühle, wie ihre Moden. Bald spielt sie die Stolze, die Erhabene die Edelmüthige, bald die Gesellige, Freundliche, Muntere, bald die Liebeglühende, bald die Spröde. Zeichnet sie nicht oft den unleidlichsten Gecken aus, um die Andern desto fester an sich zu fesseln?

„Gerade macht sie ein solches Verfahren lächerlich.“

Und verhaßt, denn es muß den Klugen empören, sich von ihr so beurtheilt, und als ein Schwächling behandelt zu sehen. Wodurch verdient Milbach die Aufmerksamkeit, die sie ihm schenkt? Er ist nichts weniger als reich. Ein schwacher Kopf, ein Mensch voll moralischer Flecken im Karakter. Ein schlechter Unterhalter, der den Damen nichts als Zeitungsneuigkeiten zum Gespräche aufzutischen weiß. Modische Albernheit ist — freilich bloß seicht in Bezug auf weiblichen Geschmack geurtheilt — sein größtes Verdienst.

„Auch kann man seiner äußern Form nicht viel Lob zusprechen.“

Und diesen Menschen zieht die klug seyn wollende Amalie hervor, mit diesem will sie glänzen! Ist es nicht, als ob sie es den Bessern zum Trotz thäte?

„Fast wollte ich diese Vermuthung bejahen. Glück zu liebes Malchen, das Spiel währt sicher nicht lange.“

So lange, bis ein neuer Gegenstand ihrer Eitelkeit einen neuen Schwung giebt. Laß mich heute in einem neuen Rocke erscheinen, und ich bringe sie nicht von meiner Seite.

„Daran sollte ich fast zweifeln, da sie oft und lange so bestimmt betheuert hatte, daß du ein eitler, stolzer, schadenfroher Mensch seyst, den sie unmöglich leiden könnte.“

Ja, profit! — Wär ich nur nicht der Stein des Anstosses im Pfade ihrer Eigenliebe und Gesellschaft, und könnte ich mich so weit zwingen, ihre Fehler und Schwachheiten artig zu finden, es müßte dann kein schönerer, höflicherer und liebenswürdigerr Mensch in ihren Augen seyn, als ich. Daß ich Nettigkeit, Neuheit und eine gewisse Wahl im Anzuge liebe, wird mir doch wahrlich kein kluger Mensch zur Schwäche anrechnen. In dieser Rücksicht

will ich lieber für einen eiteln, als einen unordentlichen Menschen gelten. Daß ich mich nicht herabwerfe, zeugt von meinem Ehrgefühl, keineswegs von meinem Stolze. Und eben diese Gebrechen, die mir Amalie andichtet, sieht sie gern bei ihren Anbetern, weil sie durch diese glänzen zu können glaubt.

„Wer wird das bezweifeln? Ihre Neigung erklärt sich schnell für das Auffallende.“

Eben aus dieser Ursache solltest du es dir angelegen seyn lassen, sie mit dem Reitze einer immer vorräthigen Neuheit zu überraschen, falls es dir Ernst ist, ihr Herz zu behaupten.

„Die Pfeile deines Spottes fehlen weit vom Ziele, lieber Karl! Ich liebe den Umgang dieses Mädchens, des Lebhaften, des meisterhaft Gekünstelten wegen. Allein —“

Schweig! ich will dir nicht die Veranlassung geben, wortbrüchig zu werden. Komm! laß uns schäckern und schmeicheln, so lange die Mädchen trauen.

Sie giengen in den Garten hinab. Kaum hatten sie einige Alleen durchgewandelt, so kam ihnen das muntere, lose Malchen hüpfend entgegen. Ein nettes, niedliches Migniaturstück fast noch in entfaltender Blüthe. „Guten Morgen Zimmer!“ rief sie lachend, und hing sich

in Karls Arm, Wallern machte sie mit mehr Zurückhaltung einer tiefen Knix. Zimmer sah seinen Freund mit verzogenem, bedeutendem Lächeln an. Adolph erröthete. Er zwang sich zur Unbefangenheit. „Wir hatten schon das Glück, sie heute in einer sehr angenehmen Unterhalte zu sehen;" sagte er.

Mich?

„Ja! ich war bei Karln, und sah vom Fenster herab in den Garten. Wenn ich nicht irre, spazierten sie an Milbachs Arme."

Ja doch! er erzählte mir so manches —

„Stadtneuigkeiten!" — fiel Zimmer neckend ein. Malchen lächelte mit frohem Beifall.

„Ein herrlicher Unterhalt mit einem solchen Menschen!" fuhr Karl fort; „nicht wahr Malchen! sie würden einen ganzen Tag in seiner Gesellschaft ohne Langeweile bleiben können."

Warum nicht?

„Am Stoff zum Gespräche würde es nicht fehlen. Milbach kennt die Frauenzimmermoden besser, als die seines Geschlechts. Er weiß Band und Farbe sehr richtig anzubringen. Ist sein Gespräch auch nicht geistreich, so ist es dennoch interessant!"

Spötter! Gehen sie Abends auch zur Strassenbeleuchtung?

„Ich? — wenn mir das Glück im voraus gewiß wäre, daß ich sie da antreffe?"

Wir gehen hin. Herr Waller geht auch mit uns. Nicht wahr lieber Herr Waller?

„Ja Malchen!" entgegnete Adolph sehr betroffen; indem ihn Zimmer bedeutend anblickte.

„Was ziehen sie für ein Kleid an?" fragte Karl Amalien.

Das gewöhnliche weiße.

„Ohne Putz, ohne aller Nettigkeit?"

Es ist ja Wochentag, zudem Nacht.

„Angefahren Malchen! haben sie vergessen, daß viele tausend brennende Lampen und Kerzen die Nacht zum Tage machen werden? Können sie daran zweifeln, daß bei dieser Feierlichkeit alles im größten Glanze erscheinen werde?"

Nun so will ich mich auch in Staat werfen.

Das Gespräch zog sich bei diesem Gange in die Länge, und Amalie benahm sich immer tändelnder gegen Karln, und kälter gegen Adolphen. „Siehst du!" sprach Karl, als sie gingen; „bei Frauenzimmern dieses Schlages darf man nur von Moden und Kleidern sprechen, um ihre Aufmerksamkeit an sich zu ziehen. Wer das nicht versteht, der dient höchstens dazu, die Lücken ihres Unterhalts auszufüllen. Uiberhaupt

wird er als eine entbehrliche Nebenperson betrachtet.

Waller überhörte seines Freundes Vernunftgründe, denn seine Gedanken waren bei Amalien. Zudem kannte er die Eigenliebe Zimmers, und wußte, daß bloß diese Stoff und Anlaß zu allen seinen Gesprächen, Bemerkungen und Folgerungen gebe. Den Fehler ausgenommen, daß er gerne über andere spöttelte, ja selbst seine Freunde dann und wann nicht ungeneckt ließ, um bei ihrer Verlegenheit selbst zu gewinnen, und sich emporzuheben, war Zimmer ein herzensguter Jüngling, voll warmen theilnehmenden Gefühls, ein Künstler in mechanischen Arbeiten. Eine jugendliche, untadelhafte Gestalt zeichnete ihn aus, und machte ihn zum Ziele so manches heimlichen Mädchenwunsches.

Waller kam mit ihm gut aus, weil er ihn von den schwachen so wie von der guten Seite aus, kannte, und so oft ihn auch in traulichern Situazionen Amalie ermahnte, den Umfang dieses allgemein gehaßten, durch sein höhnisches Betragen unleidlich gewordenen Menschen aufzugeben, so gab er sich vielmehr alle Mühe, die Blössen seines Freundes mit den zärtlichsten Entschuldigungen zu bemänteln.

Zimmer dachte nicht so billig. Hatte er Gelegenheit dazu, so stand er nicht an, auch seinen Freund Waller in ein schwarzes Licht zu stellen. Freilich that er dies im absichtslosen, scherzhaften Tone, als ob er weit entfernt wäre, Wallers Vorzüge verdunkeln zu wollen. Seine Anspielungen standen aber immer so offenbar im Verhältnisse zu sich selbst, daß das eigenmächtige Plus auf seine Seite beim ersten Anblicke nicht zu verkennen war.

Es war der Vorabend des Festtags des Landespatrons. Der große Markt, worauf die Bildsäule des Heiligen stand, wurde vollständig beleuchtet. Die zahllosen Reihen von Flämchen machten einen herrlichen Prospekt. Es wimmelte alles im bunten Gewirre in der allda versammelten Menschenmenge.

Waller bekam noch Malchens Freundinn zur Gesellschaft. So sehr sich Amalie von ihm zu entfernen suchte, eben so sehr drängte sich Marie an ihn. Es war ein Mädchen, das troß seiner artigen Gestalt dennoch keinen Liebhaber besaß. Dies mochte die Ursache gewesen seyn, daß sie sich mit freundschaftlicherer, wärmerer Zudringlichkeit an Wallern anschloß, um, da sie zwischen ihm und Amalien ein Mißverständ-

niß zu bemerken glaubte, an ihm vielleicht eine Eroberung zu machen.

Wallern verdroß es, daß Amalie sich zurückzog. „Wie gefiel es Ihnen jüngst bei Ambrecht?" fragte er, um sie zu necken. „Es war dort ein Haustheater. Malchen hatte es nicht besucht, Waller vermuthete dieß nur so."

„Natürlich," betheuerte Amalie, nicht dort gewesen zu seyn. Marie drückte seine Hand, als wollte sie sein Recht bekräftigen. Im Vertrauen auf diesen Wink stürmte er heftiger gegen Amalien her, und verwieß ihr draust ihre anscheinende Verstellung.

Malchen zog sich etwas beleidigt noch mehr zurück. Marie drückte wieder seine Hand. „Sie ist böse," sagte sie etwas leise.

„Launen!" entgegnete Waller eben so.

Die sie häufig hat.

„So geht es uns mit euch Frauenzimmer."

Wie uns mit ihnen.

„Unterschied!"

Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Ausnahmen sind keine Regeln. Sie müssen von Malchen nicht auf andere schlüssen. Zudem ist meine Freundinn noch viel zu jung, um nicht etwas leichtsinnig zu seyn.

„Leichtsinn ist ein Attribut des weiblichen Geschlechts, das ein Mädchen, jedoch nur in gewissen Fällen, gut kleidet.“

In gewissen? — (im Eifer des Widerspruchs) Ich sage, in gar keinem. Amalie giebt uns ein lebendiges Beispiel. Können sie sich von ihr ein festes dauerhaftes Gefühl versprechen?

„Ich habe ihren Zweifel, und dennoch bin ich ihr so gut. Ja es freut mich, dem künstlichen Spiele ihrer Gefallsucht zuzusehen.“

Wie lange? — Itzt zeichnet sie Milbachen aus. Einen Menschen, der beinahe unter allem Werthe ist, wenigstens keineswegs mit ihnen in Paralell gesetzt werden kann.

„O ich bitte! ich gönne ihm den Vorzug.“

Ein Zeichen, daß sie Malchens Geschmacke wenig zutrauen. Ich weiß auch in der That nicht, wie sie sich so bestimmt für den seichten Windflügel erklären kann. Es ist, als ob sie all seine Gebrechen für Tugenden ansähe. Die Eltern sehen ihn nicht zweimal gern. Sie, lieber Waller! sind die Schutzwehr, hinter die sie sich verbirgt.

„Wie so?“

Weil sie das vollkommene Zutrauen der

Alten besitzen. Milbach wird Amalien auf dem beleuchteten Markte aufsuchen.

„So! so? — darum zieht sich Malchen von mir ab, um mich mit ihnen zu beschäftigen, und selbst für Milbach frei zu bleiben.“

Sie fürchten doch nicht bei diesem Tausche zu verlieren?

„Bewahre! — ich gewinne auf jeden Fall. Ich hatte ja noch nie das Glück gehabt, mit ihnen einen so vertrauten Spatziergang zu machen.“

Milbach wird beim großen Kaufmanne warten. Amalie soll da vorbeigehen. Dann wird er, wie zufällig, sich zu uns gesellen. Wenn sie einen andern Weg einschlagen, so werden sie an ihrer Verlegenheit die herrlichste Augenweide haben.

„O! das wäre undiskret, liebe Marie! — Wir wollen gerade bei dem großen Kaufmanne vorübergehen, wenn Amalien dadurch ein Gefallen erwiesen wird.“

Sie besitzen viel Resignation, Adolph!

„Gar keine, wo keine Ansprüche obwalten.“

Sie waren auf dem erleuchteten Markte. Bekannte von allen Seiten schwärmten um Amalien herum. Sie schloß sich itzt an Wallern an, um jeder lustigern Gesellschaft ledig zu wer-

den, und Milbachen ein freies Feld zu erhalten. Nach einer kurzen Andacht bei der Bildsäule gingen sie den Markt auf und ab. Walter beobachtete Amalien genau. Er merkte sehr gut die forschenden Blicke, die sie nach allen Seiten schoß. Sie wurde nach und nach stiller, und etwas tiefsinnig. Marie schlug endlich vor, nach Hause zu gehen. Malchen nahm gleichmüthig den Antrag an. Marie wandte sich in die Mitte des Marktes, um auf beiden Seiten die Gehenden unterscheiden zu können. „Liebe Marie!" rief Walter; „ich dächte, wir gingen einen andern Weg, etwa bei dem großen Kaufmanne vorüber."

Marie wandte sich um, Malchen blickte ihm betroffen und erröthend ins Gesicht. „Bei dem großen Kaufmanne?" fragte sie.

„Ja!" entgegnete Adolph; „so soll es hier irgendwo heißen. Wissen sie wo das ist?"

Nein!

„Kennen sie keinen großen Kaufmann in der Gegend?"

Nein!

„Es wird wahrscheinlich der vom goldnen Lamme seyn."

Möglich!

„Wollen wir also rechts gehen.?"

Wie sie wollen.

„Wenn es ihnen lieb ist, Malchen?

Nun ja, gehen wir rechts.

Sie gingen. Wie sie zum goldnen Lamme kamen, suchten Wallers Blicke fruchtlos seinen Nebenbuhler, Malchens Blicke fruchtlos den Gehofften. „Sehen sie einmal Malchen!“ sagte Waller boshaft, ob jener junge Mensch vor dem Hause nicht Milbachen vollkommen ähnlich sieht?“

Malchen wurde glühend roth. Waller lächelte. Marie drückte ihm wieder bedeutend die Hand. „Wo, wo?“ fragte Amalie gezogen, und dennoch so eifrig. — „O mein Gott!“ fuhr sie mit fallendem Tone fort; „ich weiß gar nicht, wie sie so ganz unrichtig vergleichen können.“

Wie so?

„Dieser Mensch hat ja mit Milbach nicht die mindeste Aehnlichkeit. Er ist um ein halbes Haupt größer, nervichter, und beinahe noch einmal so alt.“

Amalie hatte recht. Waller wußte das sehr gut, auch war es ihm nicht darum zu thun, Recht zu behaupten, sondern blos, sie zu necken.

Auf dem Rückwege schloß sich Malchen inniger und herzlicher an ihn an. Ihn verdroß

dieß, weil er sich für einen Nothangel gehalten sah. Nebstbei war es ihm lieb, daß Milbach sie hintergangen habe. Er hoffte, Amalie werde durch diesen Umstand zur Erkenntniß gebracht werden, wieviel sie im Umgange mit ihm von ihrem Werthe vergebe.

Diese Erwartung schlug nicht fehl. Milbach hatte in Amaliens Augen verloren, und wurde sofort beinahe geringschätzend behandelt. Dem ungeachtet erwuchs hieraus für Wallern kein Vortheil, denn gab es auch Stunden, wo Amalie sich herzlicher, vertrauter, geselliger gegen ihn benahm, so folgten diesen wieder Tage, wo sie die Spröde spielte, und ihn so vernachläßigte, als wäre er ihr der Gleichgiltigste von allen ihren Bekannten und Freunden.

War es Leichtsinn, war es Flatterhaftigkeit, die diese Schöne so unbeständig machte? — Nein, es war der edelste, reinste Trieb ihres Herzens, war die heisseste Liebe für Wallern, die nur der seinigen für sie zu vergleichen war.

Ein Bild! schöne Leserinnen, ein Gemählde dieser Leidenschaft, das ihr zwar täglich vor euren Augen seht, das ihr aber nie aus diesem Gesichtspunkte betrachtet habt. Der Mensch empfindet oft, ohne dieß äußern zu wollen.

Man ist zuweilen mit dem Bewustseyn guter Triebe eben so schüchtern, als mit jenem der bösen. Man entzieht sich nicht selten eben so gern dem Lobe, als man beim gegenseitigen Tadel bestürzt seyn würde. Der Mensch mit seiner Eigenliebe, seinen Empfindungen, und seinen Anmassungen ist sich selbst ein Räthsel.

Adolph Waller und Amalie wuchsen beinahe nach einander empor. Wallers Universitätsjahre, die er in J* zubrachte, trennten sie späterhin. Als er zurückkam; und zum erstenmale wieder Buschmanns besuchte! empfing ihn Malchen mit froher Herzlichkeit. Sie war eben im Entfalten ihrer Reitze, er ein aufgeblühter schöner Jüngling. Beide gefielen einander. Allein Adolph hatte sich in J* im Umgange mit dem empfindsamen Geschlecht einen gewissen feinen Ton eigen gemacht, den er auch hier Amalien gegenüber beobachten zu müssen glaubte. Amaliens Vorzüge nahmen ihn mit Ehrfurcht und Achtung ein. Er hielt sich für verpflichtet, sie mit einer Zartheit zu behandeln, wie es ihr äußerer Anstand verdiente.

Und trotz dem sprachseligen Unterhalte, den er ihr in so manchem herzlicherm tet a tete gab, schmeichelte er nie ihren Eigenschaften, lobte nichts an ihr, und gab nicht im minde-

sien zu erkennen, daß ihm etwas an ihr gefalle. Um so deutlicher sprachen aber seine Blikke, um so heftiger die Wärme seines Händedrucks.

Artiger war Niemand gegen sie, als er. Das gestand Amalie sich selbst. Aber sie nahm auch diese Artigkeit blos für eine Folge der leichten Bildung, die ihm in J* zur Theil geworden war. „Er ist galant," sagte sie oft, „aber er ist auch ohne Gefühl."

Kann man es ihr verdanken, daß sie die heisse Empfindung, welche für ihn in ihrer theilnehmenden Brust entflammte, zu unterdrükken strebte? daß sie in ihrem gegenseitigen Verhalten ihre Maaßregeln nach den seinigen nahm. Artig, gefällig gegen ihn, war sie es auch gegen andere. Sie vergalt die Feinheit, wie er sich gegen sie benahm, mit einer ähnlichen. Sie behandelte ihn als einen Jugendfreund, der volles Recht auf ihr Vertrauen, aber weiter auch keine andere Ansprüche habe.

So suchten sie beiderseits, ihre Herzen entfernt zu halten, indessen diese sich einander immer mehr näherten. Wie so kleinlaut wurden sie oft, wenn sie einsam in irgend einer Gartenlaube neben einander saßen. Wie ängstlich zerstoß Wallers Redseligkeit, wenn Malchens schö-

ne Hand in der seinigen lag. Wie arm an Worten, und wie reich an Empfindungen waren da beide. Dann sprachen nur ihre schüchternen und doch so zärtlichen Blicke, dann sprach nur die schöne Röthe ihrer Wangen, und das leise liebevolle Beben, wenn sie einander in freundschaftlicher Herzlichkeit umarmt hielten, die wohlthuende Gluth, wenn ihre Lippen gleichfühlend im süssen Rausche ihrer Herzen einander berührten.

„Er liebt mich!" jauchzte sie; „sie liebt mich!" frohlockte er. Beide schwanden mit ihrer Fantasie in die Regionen der schönsten Träume, und — in eben der Stunde lustwandelte Amalie am Arme eines andern Jünglings, und schwärmte Adolph im Kreise munterer Mädchen. Es schien, als trieben sie dieses lose Spiel einander zum Possen, und dennoch waren sie die Gefälligsten, wenn sie zusammenkamen, dennoch bot Malchen eben so freundlich wie sonst ihm den guten Morgen, wenn er in das Zimmer trat, dennoch war er nur ihr Begleiter, wenn sie spazieren ging, und nur er führte sie in Ball- und Schauspielhaus. Wünschte Malchen ein Lied, so schrieb es Adolph. Wollte sie eine Zeichnung, so foderte sie diese von ihm. Hatte sie einen Zweifel, so fragte sie nur ihn.

Da hieß es bald: „lieber Waller, thuen sie mir das, jenes, zu Gefallen, verschaffen sie mir dieses Buch;" bald; „liebes Malchen! machen sie mir eine Brustschnur, sie verstehen diese so künstlich zu weben — ein Stockband — eine Brieftasche — zum süssen Andenken ihrer Freundschaft." — Das Buch wurde verschafft, Brustschnur, Band, Brieftasche, Tobaksbeutel, Manchetten und allerlei Kleinigkeiten gemacht. Malchen spielte und sang am liebsten die Lieder, die ihr Adolph geschrieben, Malchen zeichnete emsig die Stücke nach, die Adolph ihr vorgelegt hatte. Malchen las die Bücher mit brennender Begierde, die Adolph ihr lieh. Adolph rauchte dem Tobaksbeutel zu gefallen stärker als sonst. Die Schnur umschlang täglich seine Brust. Wenn er am mißmuthigsten war, so tändelte er mit dem Stockbande, und wenn er einsam saß, so zog er die Brieftasche hervor, und bewunderte an derselben Malchens künstliche Arbeit.

Zimmer bemerkte sehr wohl das Gefühl, das sich zwischen diesen beiden entsponnen hatte, und ihre Herzen vereinigte. Der Schalk fand ein Vergnügen darinn, Andere, nicht aus unedlen Absichten, blos des Scherzes halber, in kleine Verlegenheiten zu setzen, und erzählte Amalien oft in Wallers Gegenwart, wie sehr

dieser für dieses oder jenes Mädchen eingenommen sei, fabelte ihr so manches vor, welches seinen Freund in ein übles Licht setzen konnte, und Adolph, der es unter seiner Würde hielt, sich zu rechtfertigen, fand es im Vertrauen in Malchens Uiberzeugung von seiner Neigung zu ihr für das klügste, den Scherz wenigstens leidend fortzusetzen. Amalie kannte Zimmers Art, und hatte von Wallers Empfindung Beweise, dem ungeachtet bestimmte das äußere Verhalten sie zum ähnlichen Gleichmuthe, und da heisse Liebe zuvor jeden Grund zu möglichen Zweifeln auffaßt, so konnte es nicht fehlen, daß Walter und Amalie einander dennoch zuweilen aus einem falschen Gesichtspunkte beurtheilten.

Die erzwungene Gleichgültigkeit, die beide beobachteten, um sich mit ihren Empfindungen wenigstens öffentlich nicht blos zu geben, mehrte täglich dieß Mißtrauen. Beide waren einer gegenseitigen Neigung überzeugt, aber besorgten auch alles vom gegentheiligen Wankelmuthe. „Er ist unbeständig!" seufzte Amalie; „er hat mir noch nie seine Liebe erklärt." — „Sie ist flatterhaft, hat kein festes Gefühl, und läßt sich vom Reitze der Neuheit hinreißen," klagte Waller. „Sollte Jemand Anderer sich bestimmter ihrem Herzen nähern, es würde ihm leicht

werden, mich gänzlich aus demselben zu verdrängen.

Anders urtheilten Malchens Eltern, Freunde, und Bekannte. Trotz der anscheinenden Kälte blieb ihr Gefühl dennoch unverkennbar. Nicht selten behauptete man dieß in ihrer Gegenwart. Amalie erröthete dann, und Adolph lächelte. Es war beiden nicht recht, daß man von ihnen so urtheilte, weil sie selbst noch in der Ungewißheit schwebten.

Adolph Waller, ein kluger Jüngling, der es sich angelegen seyn ließ, Herr über seine Handlungen und Empfindungnn zu bleiben, suchte auch itzt ein Gefühl wenigstens einzuschräncken, dessen Erfolg er nicht berechnen konnte. Noch hatte er keine Bestimmung, noch nicht die Aussicht in eine hoffnungsreiche Zukunft, folglich war es noch sehr zweifelhaft, ob er einst und wie bald in die Umstände versetzt werden würde, ein Weib ernähren zu können. Es kam ihm sehr albern vor, eine Liebschaft zu unterhalten, ohne derselben endliche B.friedigung voraus sehen zu können. Zudem dachte er viel zu edel, um ein Mädchen mit schwachen Hofnungen zu bethören, das in der Liebe zu ihm ihr anderweites Glück vernachlässigen dürfte. „Nein Adolph!" sagte er oft zu sich; „das darfst

du nicht thun; dir fehlt noch viel von den Eigenschaften eines Liebhabers, um als solcher bei Amalien auftreten zu können. Du liebst sie, aber diese Liebe berechtigt dich nicht, sie der ungewissen Zukunft zu überlassen. Erhalte dir ihre Neigung, aber bleibe frei von allen Ansprüchen und Foderungen. Liebt sie dich wirklich, so wird sie auch ohne deine Aneiferung die Treue ihres Herzens dir bewahren. Bist du einmal im Stande, als ein Mann von Bestimmung auftreten zu können, und Amalie ist frei, so kannst du dann desto kühner um ihre Hand werben."

Der gute Jüngling verhüllte seine heiße Liebe in das Gewand einer allzugewissenhaften Bescheidenheit, und verwundete dadurch das Herz des Mädchens, das ihm so ganz ergeben war. Malchen war viel zu empfindlich, um den Kummer ihres Herzens zu offenbaren, und heuchelte Leichtsinn, um diesen zu verheimlichen.

Wie schwer fiel ihr die lästige Rolle, im Kreise Anderer munter zu seyn, wenn sie Wallern tiefsinnig irgendwo sitzen sah. Sie ahnete, daß ihr Betragen ihm Schmerz sey, und dennoch konnte sie nicht anders, weil er mit seiner anscheinenden Kälte ihr voranging. Lächelte er sie in irgend einer Laube freundlich an,

so sank ihr Haupt an seine Brust, das zärtlichste Gefühl leuchtete aus ihren Blicken, und ihr Busen hob sich schmerzvoll, wenn er die braune Locken aus ihrer schönen Stirn striech. Er sprach dann von ihren Bekannten, lobte die, welche ihr am besten gefielen, und war weit entfernt, ihrem Benehmen den geringsten Vorwurf entgegen zu setzen.

So sehr sich Zimmer alle Mühe gab, Malchens Vorzüge in Wallers Augen herabzusetzen, und ihren Karakter zu verdunkeln, so vertraute dieser noch immer fest auf ihr Gefühl, wiewohl er den Bemerkungen Zimmers, die dieser über Malchens Flatterhaftigkeit machte, nichts entgegensetzen konnte, da sie dem Scheine nach ganz richtig waren.

„Der Himmel behüte jeden guten Menschen vor einem solchen Weibe,“ sagte Zimmer oft; „sie wird noch im Ehestande kokettiren, wird glänzen und ausgezeichnet werden wollen. Weh dem Manne! der ihrer immer regen Fantasie nicht täglich den Reitz der Neuheit wird opfern können.“

Zimmer hatte Recht. Waller mußte dieß zugestehen, denn so sehr Amalie auch Wallern liebte, so sah sie sich dennoch gern auch von Andern ausgezeichnet, und jeder neue Verehrer

hatte in den ersten Tagen auf ihre Gefälligkeit mehr Anspruch als die Vorigen.

„Das wird sich geben!“ tröstete sich Adolph. „Amalie ist jung, und mit ihrer Empfindung nicht bestimmt. Sie weiß zwar, daß ich sie liebe, aber nicht, ob ich gegen sie ernstliche Absichten hege. In der Ungewißheit über meine Denkungsart ist es sehr verzeihlich, daß sie noch immer in der Wahl schwankt. Sie wird das nicht, wenn ich mich einmal erklärt habe.“

Anhänglicher ward Waller, geselliger Amalie. Sie schienen allmählich den gegenseitigen Zwang gegen einander ablegen zu wollen. Sie suchten sich nicht, und fanden einander doch. Amalie schwärmte weniger mit Andern, Waller floh sie nicht. Waller war bei ihren Eltern wie zu Hause, und die Herzlichkeit, mit der diese ihn behandelten, bestättigte das allgemeine Urtheil, daß Waller und Amalie unzertrennlich wären.

Und noch hatten sich die Liebenden nicht bestimmt gegen einander erklärt. Aber itzt, in diesem wonnereichen Zeitpunkte, wo trotz Zimmers Neckereien und Anspielungen Wallers Herz mehr als sonst für Amalien schlug, dachte dieser ernstlicher an die Zukunft, dachte oft und anhaltend der Vorstellung nach, Amalien als sein

Weib einst zu umarmen, sie als seine liebevolle Gattin zu ehren. Die schönen Bilder des häuslichen Glücks, die er sich mahlte, entzückten seine Fantasie. Er träumte sich Amalien an seiner Seite, ein holdes Mädchen in ihrem Arme, ein Knäblein um seine Knie geschmiegt, ihren Lilienarm um seinen Hals geschlungen, die Zärtlichkeit ihrer Blicke getheilt zwischen der Liebe zu den Kindern, und der sanftern, ruhigen Empfindung für ihn.

„Sie liebt mich, sie wird mir mit himmlischem Einklang ihrer Seele ergeben seyn!" jauchzte Adolph, und begann ernstlicher an dem Werke seines Fortkommens zu arbeiten. Schnell und fest realisirte sich der Entschluß in seiner Seele, allen Fleiß aufzubieten, um zu seiner Bestimmung zu gelangen, um in den Stand gesetzt zu werden, Malchens Hand öffentlich fodern zu können.

Seine Spatziergänge wurden eingeschränkt, ja selbst die Besuche bei Buschmanns seltener. Er verfolgte seine betretene Bahn im rastlosen Eifer. Stunden der Nacht wurden zur Aushilfe genommen, wenn er zuzuweilen bei Tage eine Erholung sich vergönnt hatte. Malchen ging mit Andern spatzieren. Er duldete, und tröstete sich mit den Gedanken, daß es bald an-

ders werden würde. Er eiferte nicht, denn er war zu billig, um ihr Zerstreuung und Vergnügen zu versagen. Traf er sie am Abende nicht zu Hause, so harrte er mit Sehnsucht ihrer, empfing sie eben so zärtlich, wie sonst, und hörte theilnehmend ihrer Erzählung zu, wie sie sich unterhalten, mit wem alles sie gesprochen, gescherzt, geschäckert habe. Fragte sie dann, warum er itzt so äuserst selten, und immer nur auf kurze Zeit komme, so antworte er betroffen: er sey sehr beschäftigt, es würde aber bald vorüber seyn. — Malchen erkundigte sich sofort bei Zimmern, was das für Geschäfte wären, die seinen Freund so sehr eingeschränkt hielten, und ihn, wie es schiene, sogar tiefsinnig, unaufgelegt, und niedergeschlagen machten, aber Zimmer hätte nicht so lose seyn müssen, um ihr die Wahrheit, die er wohl einsah, klar zu gestehen. Er fabelte ihr außerordentliche Sachen vor, so wie er Wallern den Eifer, mit dem Amalie gefragt haben sollte, viel höher schilderte.

Waller wußte jedoch genau, wie weit seinem Freunde zu trauen sey. Amalie hatte dennoch nachgeforscht, ein Beweiß, daß er sie interessire. Die Zärtlichkeit, mit der Amalie am

Abende ihm Zerstreung zu geben suchte, unterstützte denselben.

Das Ziel, nach dem Adolph strebte, wurde nicht so bald erreicht, als er hoffte, und Amaliens Langmuth ging endlich nach und nach zu Ende. Zimmers Anspielungen bekräftigten den Argwohn in ihr, daß Waller sich auf diese Art blos von ihrem Herzen los zu machen, und jene Verbindungen, die sonst zwischen ihnen obgewaltet hätten, zu trennen suche. Es schien ihr sehr widersprechend, eine heisse Empfindung trockenen Geschäften so lange nachsetzen zu können, wenigstens deutete Wallers Uiberwindung auf keine innige Liebe.

Traurig stützte sie oft das gelockte Köpfchen in ihre hohle Hand, und seufzte: „er liebt mich nicht! sonst würde er mich nicht so sehr vernachlässigen, sonst würde er es nicht über sein Herz bringen können, mich eine so lange Zeit dieser harten Prüfung auszusetzen. Was sind Verhältnisse und Geschäfte gegen den Drang des Herzens? Wie schwach muß dieser seyn, wenn er dem Zwange der erstern unterliegt? Adolph ist ein kalter Mensch, der zwar Güte des Herzens, aber kein Gefühl besitzt. Er schätzt mich, aber seine Liebe ist eine schwache Em-

pfindung, die jedem Eindrucke der Umstände nachgiebt.

So ergoß ihr bitteres Gefühl sich in Klagen. Der Unwille über Adolphen, der sie befaßt hatte, verleitete sie dazu, ihn gleichfalls zu vernachläßigen. Eben hatte sie eine neue Bekanntschaft gemacht. Heller, der Sohn eines zimlich wohlhabenden Kaufmanns, ein artiger, gefälliger, dabei aber höchst einfacher Mensch, der in Rücksicht innerer Vorzüge Wallern weit nachstand, in Rücksicht der äußern nichts als eine modische Kleidertracht bevor hatte, schien sich für Amalien zu erklären. Er schien nun, denn Heller war gleichfalls einer von jenen, die gerne mit Frauenzimmern von auffallendem Karakter Bekanntschaft machen, um mit ihnen eine Zeit glänzen, und späterhin mit dem vertrautesten Umgange derselben sich brüsten zu können. Amalie war so schwach, seine Schmeicheleien für baare Münze zu nehmen. Sie war wirklich in der Wahl zwischen diesen und Wallern unschlüssig. Eine kleine Rachsucht gegen den Letztern bestimmte sie dazu, Hellers Umgang nicht zu meiden. Sie hoffte, Wallern dadurch um so eher zur Erklärung zu bringen. Was Waller vermög dem Triebe seiner angebornen Herzensgüte und beispiellosen Resigna-

zion übersah, darauf machte ihn Zimmer mit beissender Schadenfreude aufmerksam. Er zergliederte Amaliens Benehmen, und bewieß, daß sie ihre ganze Neigung Hellern zugewendet habe. Waller wurde zwar eifersüchtig gemacht, aber er duldet. Malchen lobte gegen ihn Hellers gute Eigenschaften, Waller gab ihr Beifall, und, um seine Verlegenheit zu bergen, zugleich durch ein gewisses Schmeicheln ihrer Eigenliebe ihr Herz zu erfreuen, betheuerte er ihr, Heller habe ihm gestanden, daß sie ihm ausnehmend wohlgefiele. Malchen nahm das für Satyre. Waller erbot sich zum Beweise. „Und das kann Waller so gleichgiltig gegen mich behaupten?" dachte Malchen. Wallers Werth sank in ihrem Herzen um ein merkliches, und Heller gewann. Sie setzte den Umgang mit ihm leichtsinniger fort, ja, sie suchte denselben.

Dieß schmerzte den guten duldenden Jüngling. Malchens flatterhafter Karakter schien sich immer deutlicher vor seiner Seele zu entfalten. Sein Benehmen wurde gegen sie zurückhaltender. Das ihrige höhmischer. Zimmer führte zwischen beiden einen persiflirenden Ton ein, den Malchen aus gekränkter Eigenliebe, Waller aus beleidigtem Herzensgefühle verfolg-

te. Der Zweifel in ihre gegenseitige Liebe mehrte sich mit jedem Tage. Sie neckten einander öffentlich, um ihren Schmerz zu verhehlen — Und, ach! — sie liebten einander dennoch so heftig, so rein!!

Oft ereignete sich die Gelegenheit, wo Adolph für Amalien das Wort sprach. Seine Theilnahme für alles, was sie angieng, lag dann offenbar am Tage, und Amalie konnte die Uiberwallung ihres Gefühls dann nicht verläugnen. Ein zärtlicher Blick, deutend auf den harmonischen Einklang ihrer Seele, ein warmer herzlicher Händedruck sagte ihnen überzeugend, wie werth, wie theuer sie einander wären.

Zimmers Eitelkeit und Gefallsucht gab dem Mißverständnisse ja schon den beiden Liebenden den Ausschlag. Er konnte es nicht leiden, einen Andern mehr als sich ausgezeichnet zu sehen. Für ein wahres Gefühl hatte er nicht die innere Kraft. Er war ein gewöhnlicher Flattergeist. Viele Mädchen hatte er schon getäuscht, und rang täglich nach neuen Eroberungen, um mit dem stolzen Eigendünkel sich trösten zu können, daß seinen reitzenden Vorzügen keine Schöne widerstehen könnte. Er suchte nur zu erringen, um dann nach erreich-

tem Ziele über jene, die er zurückgesetzt hatte, triumphiren zu können. Diese Schwäche machte ihn so ungroßmüthig, selbst seines Freundes nicht zu schonen. Amaliens Gleichgiltigkeit gegen ihn hatte ihn schon lange verdrossen, er wollte sich an ihr rächen, und ihr beweisen, daß es nur an ihm gelegen sey, ihr Herz zu gewinnen. Zugleich suchte er durch dieses Mittel seinem Freunde seinen eingebildeten größern Werth einleuchtend zu machen.

Indeß Waller zu Hause in seinem Berufe arbeitete, und für Amaliens Liebe Schweiß und Mühe opferte, verdoppelte Zimmer seine Besuche bei Buschmanns. Er putzte sich sorgfältiger, er beobachtete in seinem Benehmen gegen Amalien eine gewisse Zärtlichkeit, die ihr sogleich auffallen mußte. Malchen frohlockte, denn da Heller den Umgang mit ihr nicht eifrig genug fortsetzte, so gewann sie durch Zimmern die Gelegenheit, diesen und Wallern zugleich eifersüchtig zu machen. Im Grunde rührte ihr Haß gegen Zimmern nur von dem Kaltsinne her, mit dem er sie immer übergieng, und Zimmers Eigenschaften entsprachen vollkommen ihrer Sucht zu glänzen. Leichter, als er es gehoft hatte, fand dieser bei ihr Aufnahme. Mit erheuchelter Unbefangenheit entdeckte er Adol-

phen, er wisse nicht, aus welcher Ursache Amalie sich itzt so leidenschaftlich an ihn anschlöße, und ihm gleichsam mit allzugroßer Zudringlichkeit überlästig wäre.

Adolph lächelte. Amalie ist klug! dachte er, sie merkt meine Absicht, und will mir auf gleichem Wege entgegenkommen. Sie kennt meinen Wunsch, und sucht durch künstliche Verstellung, durch öffentliche Verheimlichung unserer Liebe, die Erreichung meines Zieles mir zu erleichtern.

Aber wie so plötzlich sah er sich getäuscht! Amalie war leichtsinnig genug, gegen ihn, Zimmern, einen Menschen, den sie seiner anerkannten Schwachheiten wegen stets zu hassen vorgab, nunmehr zu loben, und seine Gebrechen zu Tugenden zu erheben, die ihr an ihm sehr wohlgefielen.

Kalt, wie der Todesschauer in der Scheidestunde überlief eine entkräftende Empfindung sein Herz. Er erblaßte, und vor seinen Blicken schien sich eine neue Welt zu öffnen. Die Heftigkeit seiner Gefühle ergoß sich in den Fieberfrost einer schnellen Ermattung. Die Kette der Harmonie, die sein Herz an Malchens Herz schloß, riß, und in einem Seufzer zerstoben seine Hoffnungen, seine Pläne, seine Wünsche.

Lernt daraus ihr Jünglinge und Mädchen! ein einziger Augenblick vernichtet, was Jahre langer Zwang der Umstände nicht zu erschüttern vermochte. Ein Gefühl, das den größten Drangsalen widerstand, unterliegt nicht selten dem kleinlichsten Eindrucke. Getrennte Harmonie ist unwiderbringlich verloren. Der Genius des Vertrauens ist auf immer gewiechen, und bleibt auch bei erfolgter Wiederversöhnung entfernt von dem Herzen, das ihn von sich gestossen hat.

Die erniedrigende Art, mit der Amalie ihn durch Zimmers Vorzug zurückgesetzt hatte, beleidigte sein Ehrgefühl. Es war gleichsam ein Wink, daß der eitle sonst verhaßte Zimmer ihr nun lieber sey, in ihren Augen mehr Achtung verdiene, als er. Es war, als ob sie absichtlich diesen Leichtsinn übte, um ihm zu zeigen, wie wenig werth er ihr wäre. Sein Herz blutete, und der Entschluß, nie — nie mehr an ihren Besitz zu denken, wuchs schnell in seiner Seele zur Riesenstärke empor.

Ich mag sie nicht! rief er, als er einsam auf seinem Zimmer saß; ich mag sie nicht, sollte sie mir auch die deutlichsten Beweise ihrer Liebe geben. Es ist aus! — ich werde die Treulose

lieben, allein, ich will sie nicht, denn sie hat sich selbst von meinem Herzen losgerissen.

Ich möchte Amalien nicht; sagte er, als Freund Zimmer zu ihm kam, ich möchte sie nicht, und wenn ich Millionen mit ihrer Hand bekömme; nein nein! Weh dem Manne, der das Unglück hat, solch ein wankelmüthiges, unbeständiges, gefallsüchtiges Weib zu besitzen. Tausend Kränkungen, tausend Sorgen und Bekümmernisse müßten seine Ruhe vergiften und sein Herz zerfleischen. Das festeste Vertrauen in ihre Treue müßte endlich bei ihm schwanken, und nach dem Verluste desselben die Zufriedenheit seiner Seele dem tödtlichsten Grame Platz machen. Amalie ist schön und gut, aber ihr Leichtsinn müßte mir sie auch dann gleichgiltig machen, wenn ich noch so sehr ihr mit Liebe ergeben wäre.

Zimmer unterließ nicht, bei nächster Gelegenheit Adolphs Ausbrüche seines Schmerzens Amalien mitzutheilen, und die Schuld auf seines Freundes Wankelmuth zu schieben. Malchens Empfindlichkeit wurde rege gemacht. Sie lächelte höhnisch, spottete Wallers, und betheuerte im Uibermaaße ihres gekränkten Gefühls: sie wäre Wallern nie gut gewesen, und könne ihn itzt um so weniger leiden.

Jeden Anderen hätte eine solche Aeußerung bis zum Hasse empört, aber Waller blieb sich und seiner Herzensgüte gleich. Er haßte Malche ns Leichtsinn, aber sie selbst liebte er noch immer so innig. Er besuchte oft ihre Eltern, sprach mit ihr, heuchelte Gelassenheit, und floh schnell, wenn seine Empfindung zu überwallen drohte.

Zimmer hatte seinen Zweck erreicht, und kümmerte sich nun nichts mehr um Amalien. Das gute getäuschte Mädchen schien ihren Fehler einzusehen, und für die Zukunft eines klügern Benehmens sich befleißigen zu wollen. Sie mied Hellers Umgang, so wie alle andern Zusammenkünfte. Ihr sonst heiterer Karakter gieng in stille Eingezogenheit, in bescheidene Großmuth über. In ihrer Miene lag der Zug eines heimlichen Kummers unverkennbar, und auf ihren Wangen erstarb nach und nach die Rosenröthe ihrer aufkeimenden Blüthe.

Monathe verstriechen, und die täglich sich häufende Erfahrung gab deutliche Uiberzeugung von der gänzlicher Trennung ihrer Herzen.

Ich habe ihn verloren! klagte Malchen in ihrer Einsamkeit oft unter den bittersten Thränen; aber sie hüthete sich wohl ihren Schmerz zu offenbaren.

Ich hatte sie so lieb! seufzte Waller; sie hat mich um meine schönsten Hoffnungen betrogen. Der Himmel lasse sie glücklich seyn, ich werde es nie, nie werden!

Waller und Amalie zählten unter ihren Bekannten edle Menschen, echte Freunde, die sich alle Mühe gaben, das getrennte Bündniß der Liebenden wieder zu knüpfen, aber umsonst, so gern als Waller von Amalien erzählen hörte, eben so aufmerksam horchte Malchen zu, wenn von Wallern die Rede war; Amalie lächelte dann gezwungen, und Waller behauptete mit Uiberwindung: Malchen wäre kein Weib für ihn.

Buschmanns Bruder, ein reicher, Kinderloser Handelsmann starb; und vermachte nach einer guten Bedenkung seines Bruders dessen Tochter funfzehn tausend Thaler. Die guten Gärtnerleute wurden nun in eine Wohlhabenheit versetzt, die ihrer Tochter neuerdings eine Menge Anbeter zuzog. Amalie lachte ihrer mit Verachtung. In ihrem Herzen blitzte ein neuer Funke von Hoffnung auf. Sie übergieng mit kalten Blicken den Haufen ihrer Verehrer, und schloß sich kühner an Wallern an. Nein! rief dieser; dein Glück wird mich nicht blenden. Hättest du mir den Glauben an dein gutes Her

nicht genommen, ich würde dich auch ohne dem Gelde geliebt haben!

Er ward bei Buschmanns seltener. Da empfand erst Amalie, wie viel sie an ihm verloren habe. Tiefer Gram bemächtigte sich ihrer. Schwermuth blieb ihre treue Gesellschafterin. Sie schien langsam für alle Freuden der Welt abzusterben. Nicht besser ergieng es Adolphen. Er lag einige Wochen krank darnieder. Seine Freunde boten ihm alle Gelegenheit zur Wiederversöhnung mit Amalien an. Er wollte nichts davon hören, obgleich er mit keinem Worte eines Vorwurfs gegen sie gedachte.

O, der Starrsinnige! klagte Amalie heimlich, als sie dieses wieder von ihrer Freundinnen erfuhr. Sie wagte es nun nicht einmal, ihn anzublicken, und wenn er kam, so floh sie.

Buschmanns Geburtsfest wurde fröhlich gefeyert. Unter der zahlreichen Versammlung waren Adolph und Amalie die einzigen, die nur mit gezwungener Heiterkeit mit einstimmten. Die Gesellschaft trennte sich im Taumel des berauschenden Vergnügens. Durch Unvorsichtigkeit der Hausleute kam in Buschmanns Wohnung Feuer aus. Es loderte erst mit Anbruch des Tages zur hellen Flamme empor.

Amalie schlief im obern Stockwerke allein nebst einer Magd, die bei ihrer eigenen Rettung ihrer Gebieterinn vergessen hatte. Die Sturmglocke und ein schreckliches Getöse auf der Gasse weckten Amalien aus dem tiefen Schlafe. Rauch und Dampf erfüllte ihr Zimmer. Mit vieler Fassung eilte sie an die Thüre, und schauderte angstvoll zurück, als sie die Treppe in voller Flamme erblickte.

Ihre Eltern waren gerettet. Sie stand am Fenster, das mit eisernen Stäben vergittert war, und rang die Hände, nach Rettung, nach Hilfe ruffend. Fruchtlos rauften sich die Gärtnerleute das Haar aus ihrem Haupte, fruchtlos versuchten es mitleidige Menschen das Gitter aus der steinfesten Mauer zu brechen. Die Hilfe wäre zu spät gekommen. Fruchtlos wagten sich kühne Heroen in die Flammen; der drohende Tod warf sie zurück.

Da stürzte athemlos Adolph herbei. Ein Blick des Entsetzens auf jenes Fenster, wo Amalie stand. Adolph! rief diese mit Verzweiflung ringend. Waller schauderte, er sah um sich. Heller stand todenblaß in einiger Entfernung, dem fürchterlichem Schauspiele zusehend. Er brach in das Thor. Zimmer von Rauch und Dampf verhüllt, athemlos, versengt, und keuchend,

stürzte ihm entgegen. Zurück Freund, es ist unmöglich! rief er, im Begriffe Wallern zurückzudrängen. Allein mit Riesenkraft riß sich dieser los, rannte die flammende Treppe hinauf, Amalie sank an seine Brust, seine Arme umklammerte sie, seine Entschlossenheit trotzte dem drohenden Tode, der in verheerenden Flammen um ihn hersprühte, und er brachte die Beklagte unter dem Triumphgeschrei des Volkes in die Wohnung eines Nachbars, wo ihre Eltern jammerten, und wo er sie in ihre liebevollen Armen legte.

Zitternd stand Adolph vor der Gruppe, wie Vater Mutter und Tochter sich verschlungen hielten, und gleichsam zum neuen Leben wieder emporstiegen. Eben wollte er langsam entschleichen, um dem Danke zu entgehen, als Amaliens schöne Arme ihn umhalsten, und ihre Lippen dankglühend an seinem Munde hiengen.

Mein Retter! schluchzte sie.

Ihr Freund! entgegnete er gefühlvoll.

Buschmann trat hinzu, und ergrief Adolphs und Amaliens Hand. Ich kann ihnen nicht anders lohnen, als so! sagte er, indem er ihre Hände zusammenlegte.

O nein! rief Waller mit finstern Blicken, und erblassenden Wangen. Amalie zitterte an seiner Brust, ihr Auge blitzte ihn seelenvoll an. Seine Seele erlag dem schrecklichsten Kampfe. Nein! rief er, indem er die angetragene Braut von sich schob; nein nein! — ich liebe sie, aber ich will sie nicht, ich fodere sie nicht!

Mit Thränen in den Augen entfloh er, und Amalie glitt in den Armen ihrer Eltern leblos zur Erde.

Störchel.

Alles hängt von der Art ab, wie man es anfängt.

Eine Novelle.

In Toledo lebte ein Mahler, dessen Gemälde sich sowohl von Seiten des Gegenstands, als der Farbenmischung, und eines treflichen Pinsels, ganz besonders auszeichneten. Man lobte einstimmig seine Arbeiten, bewunderte sie sogar, aber — Niemand kaufte sie. Er lebte in der äusersten Dürftigkeit, indeß ein französischer Künstler, der nicht halb so gut die Mahlerkunst inne hatte, im Uibenfluß schwelgte. Das nahm den Spanier Wunder, und er konnte es nicht über das Herz bringen, den Franzosen um die Erklärung dieser Verschiedenheit zu bitten, und erfuhr, daß der Fremdling nichts als heilige

Bilder mahle, die Jedermannes Kauf waren. Der Spanier änderte nun ebenfalls den Gegenstand seiner idealischen Gemälde, mahlte auch heilige Bilder, und befand sich gut dabei. Er dankte dem Franken für die ersprießliche Erklärung, und dieser gab ihm die Lehre noch in den Kauf: „Alles hängt von der Art ab, wie man es anfängt.“

Ein rechtlicher Bauer, erzählt der berühmte Lope de Vega, der alle Kenntnisse der Landwirthschaft wohl begriffen hatte, konnte es nicht dahinbringen, das Vater unser auswendig zu lernen. Der Pfarrer, in dessen Kirchensprengel er lebte, erfuhr diese Unwissenheit, und entzog ihm solange das heilige Abendmahl, bis er das Gebet des Herrn gekannt haben würde. Der Bauer nahm nun sein bischen Verstand zusammen, um eine Art ausfindig zu machen, wienach er es erlernen könnte, und war so glücklich den Nagel gleich auf den Kopf zu trefen. Des Morgens und Abends wenn die Kinder aus der Schule gingen, setzte er sich vor sein Haus, und zeigte ihnen einen Kreuzer, welchen er demjenigen versprach, der am besten das Gebet des Herrn hersagen würde. Durch die öftere Wiederhohlung prägte er sich es endlich

ein, und der Pfarrer bewundert seinen Eifer, und die Art, welcher er sich bedient hatte, um seinen Zweck zu erreichen.

Antonie del Monte, eine Dame von Cadix, lustwandelte an dem Ufer des Meeres, und weidete sich an dem Schauspiel, das die empörten Wogen ihr in manchfälltigen Gruppen darboten, als sie mit Erstaunen einen Menschen gewahrte, welcher auf einem Brette sich festhielt, und gegen die Wellen kämpfte, die ihn zu verschlingen drohten. — Nach einem langen Kampfe erreichte er endlich das Ufer, und sank da ermattet nieder.

Antonie trat ihm näher, und ihre Freude, ihr Erstaunen waren gleich groß, als sie in dem Fremdling den Geliebten erkannte, welchen sie in Venedig zu seyn glaubte. — Lisidor erhohlte sich von seiner Schwäche durch die Bemühung Antoniens, und sein Herz pochte voll Wonne, als er sich in den Armen seiner Auserkohrenen sah. Die beiden Glücklichen wußten sich in dem überraschenden Augenblick ihres seltsammen Zusammentreffens kaum zu fassen. —

Lisidor, ein venetianischer Edelmann, lernte bei Gelegenheit eines öffentlichen Festes die schöne Antonie kennen und — lieben. Auch An=

tonie gewann ihn in wenigen Stunden lieb. Da aber die beiderseitigen Eltern nicht die besten Freunde waren, so mußten sie sich begnügen, einander heimlich zu sprechen. Eines Abends, als Lisidor eben bei Antonien war, wurden sie von ihrem Bruder, einem jungen, heftigen Menschen, überrascht. Es kam zwischen ihnen zu einem heftigen Wortwechsel, endlich zogen sie gar die Degen, und Antoniens Bruder ward verwundet. Lisidor flüchtete durchs Fenster, und entfernte sich schnell aus Venedig, um sich der Rache einer beleidigten Familie nicht auszusetzen.

Antoniens Vater tobte, raste, und schwor ewigen Haß dem Geliebten Antoniens, und um diese von seinen Nachstellungen zu sichern, sandte er sie zu einem Onkel nach Cadix. Lisidor erfuhr seiner Geliebten Verbannung, und reiste ihr nach, hatte aber das Unglück, ohnweit Cadix Schiffbruch zu leiden, und nur mit der äusersten Anstrengung gelang es ihm, sich zu retten.

Alles seines Vermögens vor der Hand beraubt, dachte Lisidor daran, wie er es anfangen sollte, in Cadix sein Leben fortzubringen, und den Umgang Antoniens genießen zu können. Aus der ersten Verlegenheit riß ihn An=

tonie, indem sie ihm einen kostbaren Ring zum Geschenk machte, welchen er indeß auf eine ansehnliche Summe zum Pfande gab. Er miethete sich bei einem Bürger ein, der ihn als einen Schiffbrüchigen mit willigem Herzen aufnahm.

Lisidor war ein geschickter Sticker, er benutzte seine Geschicklichkeit in dieser Kunst, und da Antonie abgeredetermassen ihren Onkel anlag, ihr diese Knnst lernen zu lassen, so ließ man Lisidor kommen, und dieser war nun so glücklich, jeden Tag eine Stunde bei seiner Geliebten zubringen zu können. Die Liebe ist der beste Lehrmeister, und man darf sich nicht wundern, wenn Antonie im Kurzen ihren Meister Ehre machte.

Die ganze Zeit her waren die beiden Verliebten darauf bedacht, wie sie den Vater versöhnen könnten, aber alle ihre angewandte Mühe war vergeblich, und keine günstige Aussicht bot sich ihnen dar.

Uiber dieß Mißlingen ihrer Pläne, trat noch ein ungünstigerer Umstand ein. Der Onkel versagte Antonien an den Grafen della Croce, und da er unausschlüssige Vollmacht hatte, mit ihrer Hand nach Gutdünken zu walten, so blieb ihr nichts übrig, als zu gehorchen.

Lisidor schien bei dieser Nachricht zu verzweifeln, aber der Gedanke alles zu verlieren, leitete die Idee herbei, alles zu gewinnen. — Er ward mit Antonien eins, daß sie einen Schlaftrunk an ihrem Vermählungstag nehmen, und so eines plötzlichen Todes zu sterben scheinen sollte. Die Doktoren, welche sie behandeln sollten, wurden bestochen, und für ihre Auferstehung wurde in Geheim gesorgt.

Antonie befolgte die Anordnung ihres Geliebten. Sie nahm den Schlaftrunk an ihrem Vermählungstage mit dem Grafen, starb dem Scheine nach, und ward als todt in der Kathedralkirche einer Gruft beigesetzt. Dort erwartete Lisidor ihr Erwachen, und brachte sie mit Hülfe des Küsters, den er zu gewinnen gewust hatte, heimlich in seine Wohnung.

Mit der ersten Gelegenheit schifte er sich nach Sizilien ein, verkaufte seine Besitzungen im Venetianischen, und blieb auf dieser Insel. Er lebte ein schönes, ruhiges Leben, und fand in den Armen seiner Gattin Liebe und Zufriedenheit.

Als er starb, fand man unter seinen Papieren die Geschichte seiner Liebe und Vermählung, mit dem Motto: Alles hängt von der Art ab, wie man es anfängt.

Polt.

Die Erfahrung.

Der Mensch tritt in die Welt, unbefangen und unwissend der Ereignisse, die in der Verkettung manchfältiger Grundursachen und Folgen, für ihn oft eine andere Wendung nehmen, als er gehofft hatte. Er hat den Erfolg nach seinem Herzen, nach seinen Wünschen berechnet, aber die Theorie seines Wissens, der Drang der Vorstellungen, sah in die Zukunft nur wie in einen magischen Spiegel, wo die Geister lebend erscheinen, weil die Phantasie sie kräftig begehrte.

Mancher junge Mann handelt inkonsequent, von der Gewalt des Augenblicks hingerissen, ohne der Folgen zu gedenken.

Manches Mädchen unterwirft sich einer Wahl, die den Sinnen schmeichelt, und ihr Wohl und Weh verbirgt der dichte Schleier der Zukunft.

Uiberhaupt schwangt der Mensch ohne Erfahrung, wie auf einem hohen Meere, wo die Wellen den Zufall vorstellend mit ihn durch sie spielen. Tobt der Orkan in ihrer Tiefe, so wird das menschliche Herz gefoltert, glättet Ruhe die friedliche See, so sind auch am Horizonte des Erdensohns die Wolken verflogen.

Der Mensch steht da wie Herkules am Scheidewege; er weiß nicht, soll er der Tugend, oder der Wollust folgen. Beide reitzen ihn.

In den Momenten der Begehrlichkeit, des Thatendrangs, wirft sich der Mann kühn in die emporten Wogen des Lebens; er schwimmt gegen den Strom, und sinkt zu Boden.

Das zarte Mädchen giebt sich vertrauend hin, und — die simple Einfalt geht unter in den warmen Täuschungen ihres Herzens, ihrer Hoffnungen und Wünsche.

So bist du es nur wohlthätige Erfahrung! die du der Pilgerstab unseres Lebens bist, auf welchen wir fußen können. Ach leider erscheinst du uns gewöhnlich erst in der Hülle eines Greises, wenn die erworbenen Schätze schon der Ewigkeit entgegen reifen. Wohl geleitetst du uns schon von unserm zarten Alter an *), aber in

*) Siehe das Kupfer dieses Bandes.

der Unschuld unserer Vorstellungen fühlen wir die Höhe deiner Lehren nicht, und scherzen mit den ernsten Worten der Weisheit.

Es ist ein schönes Bild! Wohl dem, der den innern Sinn faßt, und auf sich selbst verweilend der Prüfung nicht wiederstrebt, vielmehr aus ihr Verhaltungs Regeln für die Zukunft zieht. — Traurig ist es, daß wir der fremden Erfahrung oft so wenig Glauben beimessen, und durch die unsere theuer das Ziel erringen müssen, welches uns in einer krumvollen Bahn vorgezeichnet ist, ehe wir den Tempel der Erfahrung, und was eins ist, dem der Zufriedenheit erreichen.

P.

Wer den andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Eine Novelle nach dem spanischen.

In Barzelona einer der schönste Städte in Spanien, lebten zwei junge Männer, deren Wohnungen nur eine schwache Mauer trennte. Der erste war ein Edelmann aus einem der edelsten Häuser, weshalb er auch einen unbändigen Stolz besaß. Seine Glücksgütter waren sehr beschränkt, aber desto größer, und lächerlicher die Art, wie er sich dabei benahm, um diesen Mangel der Welt zu verbergen. Er hatte zwei Schwestern, von welchen die jüngste Donna Eleonora das schönste Mädchen in Spanien war. Die Fräulein billigten zwar nicht das Betragen ihres Bruders, da sie ihre Ar-

muth für keine Schande hielten, mußten sichs aber gefallen lassen, seinen thörigten Stolze zu fröhnen. So durften ihre Dienerinnen, ein paar Negerinnen, sie nicht anders als kniend bedienen, und wenn sie ausgiengen, so selten als es geschah, trugen sie all ihr bischen Vermögen auf dem Leibe.

Sein Nachbar Petronio war nur von bürgerlicher Herkunft, aber was ihm am Adel abgieng, ersetzte in den Augen seiner Mitbürger ein unermäßliches Vermögen. Dabei war er ein junger, galanter, liebenswürdiger Mann, und jeder Bürger Barzelonas würde sichs für eine Ehre, für ein Glück gerechnet haben, der Schwiegervater Petronios zu werden. Aber gemeiniglich weicht das Schicksal, und die Liebe von der Regel ab. Der junge Bürger wählte keine unter seines Gleichen, und verschenkte sein Herz an Donna Eleonora, die reitzende Schwester seines Nachbarn. Er kannte den Hochmuth Donn Sanchos, und der Gedanke an dessen stolzen Sinn, gab seiner Liebe eine Unruhe die ihn zu verzehren drohte. Nach vielen Kämpfen entschloß er sich endlich den Bruder seiner Schönen zu abordiren. Er gieng zu ihm, und ersuchte Don Sancho acht tausend Thaler, die er nachgerade nicht unterzubringen wüßte, indeß

zu bewahren, mit dem Vorgeben, bei ihm wären sie sicherer aufgehoben; wollte er aber davon Gebrauch machen, so stände es ihm frey darüber zu disponiren. Donn Sancho kam das Anerbieten seines Nachbarn sehr gelegen, obgleich er es sich nicht merken ließ, und erst nach vielen Ablehnungen das Geld annahm. —

Durch diesen Schritt Petronios war die Bekanntschaft geschlossen, und er bekam Gelegenheit die Gesinnungen seines Herzens Donna Eleonoren vorzutragen. Das Fräulein schien nicht abgeneigt, seine Wünsche zu erfüllen, und es kam nur darauf an, die Einwilligung des Bruders zu erhalten.

Petronio glaubte das Wohlwollen Don Sanchos errungen zu haben, und faßte Muth folgendermassen sein Anliegen ihm vorzutragen.

„Es ist schon eine geraume Zeit, daß ich getrachtet habe ihnen mein Herz, meine Wünsche zu entfalten, erlauben sie daher, daß ich es jetzt thue. Wäre ich ein Fürst, so könnte ich nicht edler handeln, als ich es gesonnen bin. Das Glück hat meinen Aeltern beträchtliche Reichthümer in die Hände gespielt, und verzeihen sie, wenn ich die Bemerkung mache, Dame Fortuna habe, nach ihrer Laune sie nicht gehörig bedacht. Ich weiß sie besitzen genug

um ihren Range, ihrer hohen Geburt gemäß leben zu können, doch ist es mir nicht unbekannt, daß sich der Uiberfluß nicht auf ihre Fräulein Schwestern erstreckt. Vergeben sie daher, wenn ich so frei bin, sie um Donna Eleonorens Hand zu bitten, indem ich mich zugleich anheischig mache, ihre Bewilligung mit 40000 Dukaten, als einen Beweis meiner Dankbarkeit, wett zu machen."

Don Sancho hörte diesen Antrag aufmerksam an, und beantwortete ihn sehr zuvorkommend. Einerseits blendete ihn das Aequivalent für seine Schwester, andererseits verleidete ihn seine Hochmuth den Gedanken einer Verbindung, mit einem bürgerlichen nicht zu ertragen. Er bat sich in diesen krittischen Falle Bedenkzeit aus, und gab vor erst die Gesinnungen seine Verwandten vernehmen zu müssen. — In der That berief er seine Freunde zusammen, trug ihnen den Fall vor, und es wurde einstimmig beschlossen, den guten Petronio einen Streich zu spielen, den er nie vergessen sollte.

Petronio ward zu Don Sancho gerufen, und letzterer that ihm zu wissen, seine Verwandte wären alle gegen eine Verbindung mit seiner Schwester, doch betheuerte er seiner Seits alles anzuwenden, um trotz seiner Ver-

wandten, den Wunsch Petronios zu erfüllen. Zugleich rieth er ihm sich folgenden Mittels zu bedienen, um zu reußiren. „Heute Nachts, sagte er, will ich das Hausthor offen lassen, und sie schleichen sich auf das Kloset meiner Schwester, gegen dem, sich eines ehrbaren Betragens zu beflieſſen. Das Mädchen wird Lärm machen, und ich eile zu ihrer Hülfe. Dem Scheine nach werde ich mich sehr erzürnt stellen, und gewaltigen Lärm machen. Sie tragen Sorge, daß die Polizei auf den Lärmen, in mein Haus dringt, und erklären, sie wären mit Eleonoren heimlich verheurathet. Ich werde der Nothwendigkeit weichen, meine Verwandte müssen es auch, und so ist das Ganze in der Ordnung.“

Petronio billigte diesen Plan, und dankte Don Sancho mit gerührtem Herzen. Er eilte fort, um alle Anstalten zur glücklichen Beendigung des Abentheuers zu treffen.

Indeß ruhte Don Sanchos Sinn, auf einem ganz andern Plane, und wir werden in Kurzen sehen, wie er ihm gelang.

Um den Schritt zu dem vermeinten Geniestreiche zu machen, that Don Sancho Eleonoren Kund, er bedürfe ihres Zimmers für diese Nacht, und sie müßte sichs gefallen lassen, bei

ihrer Schwester zu schlafen. Eleonora war es zufrieden, obgleich sie den Beweggrund dieses Gesuchs nicht einsah. Zum Uiberfluße gab Don Sancho vor, man hätte ihm hinterbracht, es wäre in ihrem Zimmer nicht geheuer; und das Fräulein durch diesen Umstand besorgt gemacht, wandelte in ihrer Fantasie jeden Windstoß für ein Geisterpolter, jeden Laut, der ihre Ruhe störte, für das Aechzen eines Nachtgespenstes.

Hierauf ließ Don Sancho die häßlichste seiner schwarzen Sklavinnen auf sein Gemach kommen, und befahl ihr die nächste Nacht, auf seiner Schwester Kloset zu schlafen, mit dem Versprechen, sie würde dadurch einen hübschen reichen Mann bekommen. — Das übrige machte er mit seinen Freunden ab.

Die Negerin verwundert über diesen Befehl, und zweiflend an der Versicherung ihres Herrn beschloß, da sie dahinter eine Schlinge vermuthete, die für sie nicht zum besten ausfallen würde, ruhig in ihrer Kammer zu bleiben, und sich allenfalls mit einer unüberwindlichen Schlafsucht zu entschuldigen.

Als es Zeit zum Schlafengehen war, begab sich Eleonora zu ihrer Schwester, und machte ihr den Befehl ihres Bruders kund, bei ihr zu schlafen. Diese lachte sie aus, stellte ihr

vor, der Bruder hätte nur Scherz mit ihr getrieben, und brachte es dahin, daß Eleonora muthiger auf ihr Zimmer zurückkehrte.

Petronio hatte indeß alle Vorkehrungen getroffen, und schlich sich in Eleonorens Kloset, diese sah sich, wie sie glaubte, (bei der Dunkelheit der Nacht) überrascht von einem Fremden, und schrie laut auf. Auf ihr Geschrei stürzte Don Sancho mit seinen Freunden herbei, in der Voraussetzung Petronio mit der schwarzen Sklavin anzutreffen, und bei der Lage der Sachen ihn zu einer Verbindung mit mit ihr zu zwingen. Aber, wie erschrack er, als er statt der Negerin Donna Eleonoren fand. Er tobte, wüthete, und machte einen gewaltigen Lärm. Die Sbiren (Polizeibediente) drangen in das Gemach, und es entstand zwischen den Partheien ein hitziger Wortwechsel, welchen Petronio als Attribut der ausgetheilten Rollen zu nehmen glaubte.

Allerdings war die Szene frappant, und Donna Eleonorens Ehre und Sittsamkeit in ein Zwielicht versetzt, doch es wurde den Zuschauern heller, als Petronio erklärte, er sey mit dem Fräulein in geheim vermählt, und selbst Don Sancho als Zeugen aufstellte. Die Verwandten wußten nicht, was sie von der Sa-

che denken sollten, sie hielten es fürs Beste, da einmal Eleonora, ohne einer Verbindung mit Petronio, beschimpft wäre, die ganze Sache in der Gütte beizulegen, und so sah sich Don Sancho gezwungen nachzugeben, und zu erklären, er hätte nur Petronios Muth und Entschlossenheit prüfen wollen. Die heimliche Ehe wäre eine Erfindung mit seiner Bewilligung erzählt, und Petronio sey ihm ein lieber Schwager. Die nicht minder erstaunte Eleonora gab nach einigem Zaudern ihre Einwilliguug dazu, und so endigte sich diese falsch berechnete Szene, anders als ihr Erfinder gehoft hatte.

— t.

Ifflandiana.

Es giebt Menschen, die freundliches Gesicht für Jedermann, redliches Herz aber, für Niemanden haben.

Die Ehre des Bürgers gegen den Cavalier, ist die stolzeste in der Welt, und nicht selten die unverlezlichste.

Von mancher Tugend läßt sich der Schein erheucheln, nur von Einer nicht, denn sie ist der Inbegriff der übrigen alle: von dem Bewußtseyn! — Bewußtseyn kann dem ausgestossenen schmutzigen Bettler einen Blick der Heiterkeit geben, um den ein Krösus Schätze verschwenden würde, wenn er ihn nachäffen könnte.

Die Menschen sind gebohren starke Entsagungen und große Aufopferungen zu machen. Herrschaft über sich selbst ist Adel, und in diesem Adel liegt das Recht zur Herrschaft über andere.

Gegen die Großen kann man oft kein größeres Unrecht begehen, als daß man nicht Unrecht hat.

Schlechte Zumuthung verdient Wahrheit ohne Mantel.

Man haue einem Baum die Wurzel ab, nehme einem Vater den Glauben an seine Kinder, und sie fallen beide.

Das Point d' honneur ist ein Giftbecher in der Hand des Thoren, den aber oft der Weiße ausleeren muß.

Kein Mann von Ehre verschmerzt Spott, nur offenbare Schmähsucht darf er verachten.

Wer gerecht ist, ist nur durch Pflicht zu versöhnen.

Groß ist, wer das kann, was er will, wer das will, was er kann, ist weise.

Viele Menschen blenden mit der Gravität des Standes, und morden in Privilegio.

Bei allen Finanzplanen, ist Spekulation auf der Menschen Narrheit ein sicheres, reines Plus.

Wem Schimmer lockt, die Convenienz befiehlt, dem ist die Natur ein leerer Schall.

Wer in der Mode um 15 Jahre stets zurückgeblieben ist — in Geschäften exact pedantisch sich an die Spitze drängt — Allmosen giebt — vor Jedermann sich bis zur Erde beugt — die Hände drückt — zu allem lächelt — bedächtig spricht — in grobes Tuch sich kleidet — wenn ein Platzregen fällt, zu Fuße bleibt — viel hoffen läßt — für niemand sich verwendet — in Kirchen laut über seine Sünden ächzt — an allen Thüren die lieben Kinder lobt — indem er über aller Menschen Glück und Köpfe steigt, doch über seinen Fall in tiefen Gram versunken scheint — der — der dieß alles kann — das Ab und Zu davon geläufig hat — der plündere eine Monarchie — verrathe so schrecklich wie er wolle, die Menschheit — ihn schützt die Aussenseite! Wagt Jemand diese Larve aufzuheben — so liegt in allen diesen sanften Aussenseiten das Gift verborgen, das ihn tödet.

Gekaufter Titel — giebt die besten Verhältnisse für einen Dummkopf.

Unschuld der Sitten, Reinheit der Seele ist ein Magestätsgefühl — und dieß Gefühl ist des Menschen guter Engel.

Das Volk soll die Gesetze erkennen, aber nie fürchten, es soll gehorchen, aber nie zittern.

Im Spiel ist man Feldherr und König — man ist groß so lange man beym Spiel ist. — Aber wenn man aufhört — oder aufhören muß — Sic transit gloria mundi. —

Für reiche Leute steht die Welt en parade, und das wird bald langweilig. Die Armen sind inkognitto, sehen alles, wie es ist, und dabei ist doch, wenn ein paar ehrliche Leute beisammen sind, für die Unterhaltung auch Gewinn zu machen.

Glänzende Beispiele schaden — die Armen — verlieren sich im Staube, den die prächtigen machen.

Anekdoten.

In einer italienischen Stadt stellte man das Lustspiel vor: Der Englische Held,, wo am Ende des vierten Akts ein Matrose unter Wache gesetzt wird. Nach Endigung des Stücks erschien dieser Gefangene, und hielt ans Parterre folgende Rede. „Sie wissen, meine Herrn, „daß ich ins Gefängniß gesetzt worden. — Um „mich daraus loszukaufen, brauche ich Geld, „und das hab ich nicht: ich bitte sie also ge„horsamst mir damit auszuhelfen.“ Sogleich ließ man einen Teller auf dem Parterre und in den Logen herumgehen, den man dem Matrosen gab, wofür dieser seinen Wohlthätern dankte, und dabei versicherte, daß er mehr empfangen, als zu seiner Loskaufung nöthig wäre. Diese Wendung des Schauspielers,

seine Rolle geschickt zu benutzen, wurde mit einem allgemeinen Bravo beklatschet.

Einst waren die friesischen Edeln oder Häuptlinge von ihren Landsleuten nach Rom geschickt, um sich über gewisse Gewalthätigkeiten zu beschweren, deren ein römischer Befehlshaber sich gegen sie schuldig gemacht hatte. Weil der Kaiser Nero sie nicht gleich vorlassen konnte, so wurden sie in Rom herumgeführt, um die Merkwürdigkeiten der Stadt zu sehen. Man brachte die friesischen Krieger auch ins Theater, das ganz mit Zuschauern angefüllt war. Hier fragten sie nach den Sitzen verschiedener Stände, und als man ihnen diese erklärte, erkundigten sie sich nach dem Stande und Vaterlande einiger Männer, die in fremden Trachten unter den Senatoren saßen. Die Fremdlinge antwortete man ihnen, sind Gesandte von Völkern, die wegen ihrer Tapferkeit und Treue gegen das römische Volk berühmt sind. — Keine Nation in der Welt kann die Deutschen an Tapferkeit und Treue übertreffen, riefen die Friesen, und setzten sich augenblicklich zu den Senatoren hin.

Die Einwohner von Hornbeck (in Seeland) sind durch Ewalds Oper die Fischer berühmt. Einige noch lebende Schiffer hatten unter tausend Gefahren mit wahrem Heldenmuth schiffbrüchige Menschen gerettet. Die Helden selbst wurden in die Oper geführt; im Augenblick der Noth fassen ihre Stellvertreter in einem Quartet den Entschluß, ihr Leben zu wagen. „Ja sagten die wahren, wenn wir so lange getrillert hätten, wären die Leute alle ertrunken.“

Von dem schwedischen Maler Kleuker Ehrenstral erzählt man folgende Anekdote: Karl der IX. König von Schweden war gewohnt, seinen Hut an einen gewissen Nagel zu hängen. Einst kömmt er nach Hause, und sieht den Nagel noch sitzen, dieser hat aber seine Festigkeit verlohren, und der Hut fällt, so oft er ihn aufhängen will wieder herab. Der König fühlt hin und — der Nagel war nun ein gemahlter.

Ein englischer Matrose besuchte einst das Drurylan Theater. Man gab ein langweiliges

Schauspiel, und der Matrose gähnte über die schlechte Unterhaltung. Plötzlich brach zu Ende des Stücks ein Theil der Galerie ein, eben da, wo der Matrose saß. Einige hundert Menschen stürzten in die Logen hinab, und es gab einen gewaltigen Lärm. Der Matrose war so glücklich sich an einem Pfeiler fest zu halten, und sah dem Specktakel lachend zu. „Gott dam! rief er, dat is ene Komedie.“ Gewöhnt an den Mastbäumen herumzusteigen, ward es ihm nicht schwer den Pfeiler herabzuklettern, und sich in Sicherheit zu setzen. — den andern Tag ging der Matrose abermal ins Theater. Er sah dem Spiele ungedüldig zu, und harrte sehnsuchtsvoll nach dem letzten Akt. Dieser wurde gespielt, doch nicht zur Zufriedenheit des Matrosen. Er rückte auf seinem Sitze hin und her und brumte No — No — aber keine Gallerie wollte einstürzen. Er hielt das Unglück des verflossenen Tages für einen Theil des Schauspiels selbst, und verließ das Schauspielhaus diesmal unzufrieden. Pfuy, rief er; Dat war ene meschante Komedie!„

Zerstreute Blätter.

IV.

Vorschlag

zur Anlegung, Erweiterung, Vervollkommung der öffentlichen Spatziergänge, und Vergnügungs-Plätze in der Nähe großer und kleinerer Städte, u. s. w.

von

inem Freunde der Natur und der Geselligkeit.

Ich habe mehrere große und kleinere Städte Deutschlands besucht, und mein Augenmerk besonders auf ihre mahlerische und romantische Lage gerichtet, und es hat mich ungemein erfreut, wenn ich gesehen habe, wo und wie man der Natur zu Hilfe gekommen, und ihr reitzende Parthien abgetrotzt zu haben schien. Zugleich hab ich erfahren, daß diese Anstalten theils von der Regierung, theils von reichen Privaten her-

rühren. Nun giebt es aber viele Städte, wo die Regierung nicht Hof hält, und die Privaten theils nicht vermögend genug sind, theils nicht den Willen gefaßt haben, etwas, für das öffentliche Vergnügen, auf dergleichen Art zu leisten.

In dieser Voraussetzung regte sich in mir der Gedanke, ob man nicht auf folgende Art obigen Verschönerungen die Hand bieten könnte.

In großen Städten giebt es in der Karnevalzeit mehrere öffentliche Sääle, die sehr häufig besucht werden; selbst in Landstädten sind die Tanzvergnügungen häufig um diese Zeit, und in ein wahres Theater der Fröhlichkeit verwandelt. — Wie wäre es, wenn eine jede Person, während der Karnevalszeit, so viel mal als sie den Tanzsaal besucht, nur einen Groschen mehr gäbe als der Eintrittspreiß ist? — Und wird diesen kleinen Betrag nicht Jedermann gerne spenden, wenn er weiß, daß dieser auf die Anlage öffentlicher Spatziergänge, u. s. w. verwendet wird. Würden nicht selbst die Winterlustbarkeiten erhöhet, wenn sie die Anwartschaft, auf jene des Sommers, im Hintergrunde hoffen ließen? — In großen Städten kann man annehmen, daß die Zahl aller, welche wiederholt die Tanzsääle besuchen, wenigstens

100000 beträgt. Zu einen Groschen die Person gerechnet sind es 5000 fl., eine Summe, mit welchen sich schon jährlich etwas unternehmen ließe. In kleineren Städten würde vielleicht die Summe nur den 5ten oder 10ten Theil betragen, und selbst dieser könnte von Jahr zu Jahr hinlänglich seyn, die Gegend des Städtchens zu verschönern. Man könnte Alleen, Parks u. s. w. anlegen.

Und wenn man annimmt, daß vermöglichere Partikuliers mehr als einen Groschen, — wohl Thaler und Dukaten dazu beitrügen, so würde eine Summe zusammenkommen, die selbst den Ankauf liegender Gründe zur öffentlichen Bestimmung gestatten möchte.

Noch mehr, es ist nicht zu zweifeln, daß auch, außer obigen, andere freiwillige Beiträge eingiengen, und was eine Hand nicht vollbringen kann, das können doch mehrere. Wenn die Summe eines Karnevals nicht hinreichend wäre, einen größern Plan auszuführen, so würde es doch der Ertrag oder das Einkommen von mehreren Jahren.

Möge doch dieser kleine Aufsatz, oder dieses Gedankenspiel einige Aufmerksamkeit erregen. Es ließe sich leicht ausführen, und an Männern würde es nicht fehlen, die aus Lie-

be zum allgemeinen Besten die Sorge der Ausführung ohne Eigennutz übernehmen möchten. Jedes Land zählt Edle in seiner Mitte. —

Dieser Plan ließe sich vielleicht auch auf eine andere Art ausführen, und es handelt sich nur um den Anfang.

Zugleich glaube ich damit einen Fingerzeig gegeben zu haben, wienach man auf diese Art auch andere nützliche Anstalten errichten und ausführen könnte.

P ***

Scharfsinn.

In dem Privatleben Beaumarchaises, welches eben in Paris bei dem Buchhändler Michel erschienen ist, findet sich ein Artickel der von seinem außerordentlichen Scharfsinne zeigt.

Beaumarchais befand sich im Jahre 1781 eines Tages im Pantheon zu London, wo er einen Weibermantel fand. Um zu verhindern,

daß dieser nicht von dem ersten besten Frauenzimmer reklamirt würde, ersann er eine scherzhafte Ankündigung, die er mittels folgenden Briefs an den Herausgeber der Chronik-Maten einsandte.

„Ich bin ein Fremder, Franzose, und ein Mann von Ehre. Wenn ich ihnen nicht geradezu sage, wessen Standes ich bin, so hab ich doch dabei erwähnt, im ausgedehnten Sinn, was ich nicht bin.

„Im Pantheon fand ich vorgestern nach dem Konzert, während man tanzte, einen Weibermantel zu meinen Füssen. Er war vom schwarzen Taffet, eben so gefüttert, und mit Spitzen besetzt. Es ist mir unbekannt, wem dieser Mantel gehört. Ich habe die Person, welche ihn getragen, nie gesehen, und alle meine Nachforschungen, um die Eigenthümerin zu entdecken, waren bisher vergebens.

„Ich ersuche sie demnach den Fund dieses Mantels in ihrem Blatte bekannt zu machen, damit er der Eigenthümerin zurückgestellt werde.

„Doch, um allem Irrthume vorzubeugen, kann ich sie versichern, daß die Person, welche ihn verlohr, an diesen Tag einen Kopfputz mit Rosen garnirt aufhatte: ich bin der Meinung, daß sie brillantene Ohrgehänge trug, aber ich bin dessen nicht so gewiß, als der folgenden Bemer-

kungen. — Die Person ist groß, wohlgebaut, hat lichtblondes Haar, und ihr Teint ist von blendender Weise. Sie hat einen schönen dünnen Nacken, die Taille schlank, und das niedlichste Füßchen auf d Welt. Ich habe selbst beobachtet, daß sie sehr jung ist, leicht einhertritt, und eine entschiedene Neigung für den Tanz hat.

„Wenn sie mir einwenden, warum ich nach diesen bestimmten Kennzeichen den Mantel nicht selbst an die Eigenthümerin abgegeben habe, so hab ich die Ehre zu wiederhohlen, was ich oben gesagt habe, daß ich sie nicht kenne, nie gesehen habe.

„Jetzt hören sie, wienach ich obige Bemerkung gesammelt habe. — Ich fand in der Mantelkappe einige lichtblonde Haare, und mehere Rosenblätter, die ihrem Kopfputze entfielen, weßhalb es nicht schwer war, auf die Farbe der Haare und den Kopfputz zu schlüssen. Da ein lichtblondes Haar auf einem braunen Teint sich selten paart, so konnte ich füglich annehmen, daß sie eine weise Haut besitze. Eine leichte Reibung auf den gegenseitigen Kappenenden (inwendig) welche sichtbar war, führte zu dem Schluß, daß sie von zwei harten Körpern herrühre, deren Grundursache nichts anderes

als Ohrgehänge seyn mußten, welche, wenn man das Fest in Anschlag bringt, wohl kostbar seyn konnten.

„Als ich das Band in Augenschein nahm, welches den Mantel an den Nacken befestigte, schloß ich aus seinem geringen Umfange, daß dieser schmal und dünn seyn müsse. Eben so ergab sich ihre hohe Gestalt aus des Mantels Länge. Ein Fußtritt, vom Staube kennbar und ausgedrückt, welcher sich inwendig befand, indem die Eigenthümerin darauf getreten haben mußte, als sie ihn verlohr, verrieth einen kleinen Schuh, woraus sehr leicht auf das niedlichste Füßchen zu schlüssen war. Da jedoch der Fußtritt nur schwach abgedrückt war, so konnte ihr Gang nicht anders als flüchtig seyn. und setzt gleichfalls ihre Jugend und Lebhaftigkeit voraus, deren bejahrte Frauenzimmer selten fähig sind.

Endlich, wenn ich bedenke, daß der Platz, wo ich den Mantel fand, gerade an den Ort führte, wo man am heftigsten im Tanze begriffen war, so läßt sich ihre Neigung zum Tanze daraus abnehmen, denn nur in dieser Rücksicht konnte sie ihren Mantel unbemerkt verliehren.

* * *
*

Das eltsamste bei dieser scharfsinnigen Auseinandersetzung ist, daß in der That dieser Mantel einer der schönsten, fröhlichsten Dame von Engeland, gehörte.

Blau.

An die Europäer.

Von dem Ausschuß der Gelehrten in Lilliput.

Seit Swifts Zeiten hat kein europäisches Schiff an unsern Küsten gelandet. Uns blieben deßhalb alle die wichtigen Anstalten, Begebenheiten, Meinungen u. s. w. der Europäer, unbekannt, und würden es noch geblieben seyn, wenn der Zufall nicht dieses Jahr ein englisches Schiff bis zu uns verschlagen hätte. Was haben wir nicht alles gehört! — Wie hoch ist nicht der Erfindungsgeist so vieler Nationen gestiegen, wie ausgebreitet sind ihre Kentnisse geworden! — Aber keine Nachricht hat uns mehr interessirt, als jene, daß die Europäer auch auf Mittel und Wege gerathen sind, bei

ungewöhnlichen Vorfällen, den Mangel an Lebensmitteln, durch Raffinerie zu ersetzen, und so von der Natur ihren Unterhalt gleichsam zu ertrotzen. E heu! Da giebts Wurzel und sogar Holz-Brod!

Nicht allein, daß diese Erfindungen nützlich sind, so sind sie auch des Zeitalters würdig, und wir haben sie mit wahrem Enthusiasm vernommen.

Zugleich eilen wir bei diesen Umständen, den Europäern einen Beitrag zu ihren Erfindungen anzubiethen, denn wir rühmen uns in diesem Fache es weit gebracht zu haben.

Einige unfruchtbare Jahre ließen uns an Feldfrüchten einen fühlbaren Mangel leiden, und versetzen besonders den Bauerstand in eine große Noth. Um künftig dieser abzuhelfen, haben wir vorgeschlagen, und in Ausübung gebracht, daß, da es ausgemacht wahr ist, wie nach die wilden Aepfel überall und gut fortkommen, auch eine genießbare Nahrung geben, künftig der Bauer von diesen zu leben angehalten werde. Da man uns aber den Einwurf machte, woher so viele Aepfelbäume aufgetrieben werden könnten, so haben wir dekretirt, daß alle Waldbäume mit wilden Aepfeln occulirt

würden, welches auch befolgt wurde, und den ersprießlichsten Erfolg bewieß.

Wir haben nicht gesäumt diese wichtige Anstalt der ganzen Welt mitzutheilen, und erwarten bei ähnlichen nützlichen Entdeckungen eine baldige Nachricht. Im siebenten Jahre des Apfelbaues.

Xenophon Littel
im Namen der Gelehrten von Lilliput.

Die Erschaffung der Welt.

Hanns und Görge, zween Bauern, die so gerne über alles raisonirten, stritten sich einst um die Jahrszeit, in welcher die Welt erschaffen ward. Hanns pochte auf den Kalender, und setzte mit dem Neuenjahr die Erschaffung der Welt an, aber Görge schlug ihn aus dem Felde, indem er ausrief: Ey was, ist es denn nicht sonnenklar, daß es damahls Herbst war, es waren ja alle Früchte reif, und das Leckermäulchen der Eva hat uns ein fühlbares Andenken hinterlassen.

Theater in Paris.

Pikard, einer der besten dramatischen Dichter, gab voriges Jahr ein Lustspiel heraus unter dem Tittel: Die kleine Stadt. Da dieses sehr vielen Beifall fand, machte er ein Gegenstück dazu, betittelt: Die große Stadt. Es ist aber zu grell und die Sitten der Stadt, welche dort vorgestellt werden sollen, sind ein Gemälde von Thorheiten und Lastern des Auswurfs von Paris, nicht seiner Bewohner. Ersteres Stück hat Hr. von Kotzebue unter dem Tittel: Die französischen Kleinstädter übersetzt, und zugleich ein Seitenstück in den deutschen Kleinstädtern dazu gemacht.

Das Melodram Zulica, welches auf dem Theater der Fröhlichkeit vorgestellt wurde gefiel ungemein wohl, der Stoff ist aus den Zeiten der Mauren in Spanien, interessant und mit Präcision ausgeführt.

Dem Stück: Wird er sich erzürnen? welches Eltern und Erziehern einen Spiegel zeigen soll, im Zorne sich zu mässigen, wünscht man gute Wirkung. Wird sie auf dem Theater acceptirt? —

Auf dem Theater Feydau gab man eine kleine Operette in 1 Aufzug, das Vorzimmer, betittelt. Sie hat so ziemlich gefallen.

Mit allgemeinem Beifall hingegen wurde das Trauerspiel Eduard in Schottland in 3 Aufzügen, aufgenommen. Eine glückliche Wahl des Gegenstandes, der in Beziehung auf die neuern Zeiten sich verschwistert, hat diesem Stücke ein besonderes Interesse gegeben und den größten Zuspruch gewonnen.

Die deutsche Oper hat ihr Ende erreicht. Es war ein Meteor, und verschwand wie ein — Meteor. Es ist um den Geschmack eine eigene Sache, und die Deutschen werden in diesem Punkte mit den Franzosen nie harmonieren.

Grüner.

Die Sucht zu glänzen.

Wenn wir genau der Grundursache des Luxus, der Verschwendung und der Modethorheiten nachspüren, so finden wir das Entstehen dieser Klinkalerien blos in der Sucht zu glänzen. Es giebt Tausende die über ihr Vermögen thun,

um nur öffentlich brilliren zu können, indeß Kummer und Noth in ihren einsamen Kammern herrschen. Bälle, Redouten, Spaziergänge, gesellschaftliche Zirkel gewisser Gattung, und derlei vorherrenden Motive bestimmen den Antheil, welchen sie bei der Sucht zu glänzen austheilen. Beiderlei Geschlechter wollen sich gegenseitig beliebt machen, und suchen durch die Wahl der Kleidung zu imponieren, oder zu reitzen. Sei es nun, daß sie über Herzen oder Meinungen eine Gewalt dadurch zu erlangen glauben, so fließt ihr Bestreben doch nur aus einer Quelle.

Gehen wir ins Detail, und fangen bei dem schönen Geschlechte an, welches wir in Reiche und Arme zertheilen. — Die Reichen können zwar der Sucht zu glänzen Genüge leisten, ohne daß von dieser Seite ihr häusliches Glück zertrümmert würde, aber der Luxus hat nichts destoweniger Einfluß auf ihre Sitten. Es mischt sich eine gewisse Leichtigkeit hinein, die so leicht ist, als der Anzug, und mit der Sucht zu glänzen das Grab vieler Tugenden im moralischen und häußlichen Fache wird.

Hat der Zufall einem armen Mädchen ein Lärvchen bescheert, die man hübsch, wohl gar schön nennen kann, haben die Männer ihre

Reitze gelobt, sich von diesen hingerissen, überwältigt gezeigt, so wird die Schöne nicht anstehen so viel als möglich mit Hilfe des Putzes zu glänzen, und sich Hilfsmittel bedienen, welche oft die reinsten Grundsätze umstossen. Ueberhaupt sind die Weiber, wenn es darauf ankömmt ihre Eitelkeit zu befriedigen keine Picrinnen.

Die Männer ihrer Seits erstrecken die Sucht zu glänzen nicht so wohl auf die Kleidung, sondern auf noch andere lebende und leblose Sachen. Ihre Pferde, Hunde, Wägen, Einrichtungen u. s. w. nehmen Theil daran, und befordern den Ruin derjenigen, welche es anderen gleich machen wollen, ohne die Kraft dazu in ihren Händen zu haben.

Wieder giebt es eine andere Sucht zu glänzen, ich meine die, in erborgten, oder wirklichen Kentnissen: z. B. Unsere jungen sein sollenden Kantianer thuen sich etwas zu gute darauf, wenn sie in einem Schwall, ihnen unverständlicher Worte die plattesten Sachen mit Wichtigkeit vortragen, und dem Zuhörer glauben machen wollen, ihre Urtheilskraft habe sich Kants Ideen angeschmiegt. — Das wahre Verdienst sucht nie zu glänzen, es handelt und wirkt im Stillen, und zwischen einem Manne von Welt, und dem jenigen,

der von der Sucht zu glänzen befallen ist, ist noch ein grosser, sehr grosser Unterschied.

Jeder Glanz blendet, und das Sprichwort sagt ganz richtig: Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Noch giebt es eine Art zu glänzen, die mit dem sonderbaren, auffallenden, verknüpft ist. Diese Gattung von Menschen, welche damit befallen sind, heißt man Sonderlinge, Schwärmer, u. s. w. Eine Sonderbarkeit reißt oft mehr hin, als die schönste Einfachheit, und das Ungewöhnliche wirkt auf uns mit magischer Gewalt. Nichtsdestoweniger büßt der Täuschende sehr oft den Kitzel der Eitelkeit, und beweint im reifen Alter, von bitteren Erfahrungen zur Erkenntniß gebracht, den schnöden Triumph geglänzt zu haben.

P ***

Bücheranzeige.

Folgende ganz neue Unterhaltungs-Schriften sind zu empfehlen.

Johanna von Arck, oder das tapfere Mädchen von Frankreich. Ein historisch romantisches Gemälde von Verfasser Karl des 12ten 8. 1802. mit Kupf.

Karl der 12te König von Schweden. Ein historisch-, romantisches Gemälde 8. 1802. 2 Thl. mit Kupf.

Swend von Tollern, oder der Alte im Bärenthale. Eine romantische Erzählung aus den Zeiten Gustavs Wasa, vom Verfasser des Räubermädchen, Unbekannten im Tannenhaine u. s. w. 8. 1802. mit Kupf.

Das seltene Dorfmädchen. Vom Verfasser des Sturms oder die Liebe im Thale. 8. 1802. mit Kupf.

Vetter Michels Launen. 8. 1802. mit Kupf.

St. Alme und Hyle, oder die glückliche Insel im Lybischen Sandmere. 8. 1802. mit Kupf.

Der Wanderer in Afrikas schrecklichen Wüsten. Eine sonderbare und abentheuerliche Geschichte 8. 1802. mit Kupf.

Koralli oder die Liebe in heisseren Zonen. a. d. Engl. von Julius v. Sassen 8. 1802. mit Kupf.

Der Sturm, oder die Liebe im Thale. 8. 1802. mit Kupf.

Der Felsenbewohner. Szenen des Schrekens und der Freude 8. 1802. mit Kupf.

Die Unbekannten im Tannenhaine. Eine abentheuerliche Geschichte. 8. 1802. 2 Thl. mit Kupf.

Die Familie Peterswaldau, oder die edlen Flüchtlinge. 8. 1802. 2 Thl.

Die Reise auf die Universität. Ein komischer Roman. 12, 1802.

Zerstreute Blätter.

V.

Tagebücher.

In unsern Zeiten will alles schriftstellern. Jederman führt ein kleines Journal oder Tagebuch worinnen er seine Thaten, Meinungen und Gedanken verzeichnet. Man stellt kleine Fehler ins hellste Licht, um die Größe der gefühlvollen Reue zeigen zu können. Wenn das so fort geht, wird kein Kammermädchen sterben ohne ein Werkchen zu hinterlassen, daß entweder den Tittel: Journal (Tagebuch) Errinerungen, oder Bekenntnisse, führt.

Dieser paradoxe Egoism, diese falsche Empfindlichkeit, diese hochmüthige Bescheidenheit, dieß literarische Hühnergegaker, werden eine Epoche in der Geschichte des menschlichen Herzens bilden.

Sonst wurden wir von den Herzen unserer Freunde gerichtet, und man konnte auf Nachsicht rechnen. Jetzt da alles Geistvoll seyn will, und seine Urtheile niederschreibt, muß man sich gegen seine Freunde verhalten, wie ein Schriftsteller gegen seine Recensenten. In der That ist dieß weder bequem noch gesellig.

Ich liebte Belinden, und hatte keine Geheimnisse vor ihr. In Zeit von drey Monaten erfahre ich, sie führe ihr Tagebuch. All mein Zutrauen zu ihr verschwand, und ich mied ihren Umgang. Ein Jahr darauf giebt Belinde einen Roman heraus; ich eile ihn zu lesen, und wer beschreibt mein Erstaunen, als ich darinn alle die Gespräche las, welche ich mit Belinden geführt hatte. Wann sie mit mir von Liebe sprach, machte sie einen Roman. Ich spielte darinn eine Rolle ohne es zu wissen, und half ihr durch meine Gespräche daran mitarbeiten.

Orontes besitzt Reichthümer und Ansehen. Das Schicksal hat mich von ihm abhängig ge-

macht, und ich habe mich deshalb gegen Niemand andern als Elisen seinem Mümchen, und meiner vertrausten Freundinn beklagt. Elise stirbt; man untersucht ihre Papiere, man findet ihr Tagebuch, und sieht es in Orontes Gegenwart durch. Es kommen darin einige Xenien wieder Orontes vor, die Elise als Spiele des Witzes niederschrieb, und ich falle bei ihm in Ungnade. Sein Haus wird mir verboten, meines Amtes geh ich durch sie verlustig, und man schreit mich überall als einen unruhigen Geist, als einen Undankbaren aus. — Ich hatte gefehlt mein Vertrauen einer Person zuzuwenden, welche die Geheimnisse ihrer Freunde der Nachwelt zur Entschleyerung aufbewahrte.

Dienstlos wie ich war verließ ich Paris, und reiste nach Straßburg. Ich treffe dort Arimanten, eine bekannte Schöngeistinn. Sie ladet mich auf ein Soupee, und wir kosen vertraut zusammen. Ein halbes Jahr darauf lese ich in Frankfurth die Ankündigung von den Erinnerungen der Frau A**. Ich laufe zu dem Buchhändler, ich kaufe das Werk, lese es, und — finde meine Unterredung mit Ari-

manten, und ihre eigenen Bemerkungen mit meinen Namen unterzeichnet.

C**

Uiber die römischen Damen.

Di Römer hatten gegen ihre Weiber so viel Hochachtung daß sie ein Gesetz gaben, welches Jedermann verbot in ihrer Gegenwart unsittlich zu reden. Begegnete man sie auf der Strasse, so wurde ihnen die rechte Seite überlassen, und selbst der Magistrat wiech von dieser Regel nicht ab. Die Vätter trieben den Anstand so weit, daß sie nie ihre Gattinnen in Gegenwart ihrer Tächter umarmten. In den goldenen Zeiten der römischen Republick gingen die Weiber weiß gekleidet, und ihren Kopf mit einem Schleyer bedeckt. Später hin änderten sie Farbe und Sitten. Sonst hatten sie ihre Dienerinnen bei Ausgängen zur Bekleitung, zu Ende der Regierung der zwölf Cesaren, Enuchen.

Solange die Römer ein einfaches, mässiges Leben führten, ließen sich ihre Weiber die Hauswirthschaft angelegen seyn, als aber diese Macht und Reichthum verführten, änderten die Weiber ebenfalls ihr Betragen, und wurden galant. Sie wählten die Ammen aus ihren Skavinnen, und die Sorge für die Erhaltung ihrer Schönheit überwog das mütterliche Gefühl. Weichlichkeit und Wollust traten an die Stelle der selteneſten Tugenden. Poppeea, die Geliebte des Nero, ließ sich auf ihren Reisen von einer Heerde Eselinnen begleiten, um sich in ihrer Milch baden, und so ihre Reitze erhalten zu können.

Die römischen Damen waren in diesem Punkte so besorgt, daß sie sich zu Erreichung ihres Entzwecks eines gewissen Teigs bedienten welchen sie gleich einer Maske auf das Gesicht legten. — Ihre Haare verbargen sie theils in einer Art Netz oder Beutel, oder sie schmückten es mit Bändern. Der Gebrauch des Puders war ihnen uubekannt, vielmehr wuschen, färbten, und machten sie ihre Haare glänzend und wohlreichend ; aber nirgends findet man eine Nachricht, daß sie diese abgeschnitten hät-

ten. — Um zu gefallen haben die Weiber von jeher sich aller möglichen Mitteln bedient.

Grüner.

Abwesenheit.

Um die Leiden der Abwesenheit oder Trenung von einem geliebten Gegenstande zu versüssen, sind die Liebenden auf ein setsames Mittel verfallen. Ich habe in einem Roman gelesen, daß zwei Liebende, die sich trennen musten mitsammen überein kammen, daß sie eine bestimmte Stunde des Tages an sich denken wollten. — Sie hielten treulich ihr Wort, und sehnten sich nach diesem Zeitpunkt, als wären sie wirklich bei einander. Sie sagten sich selbst: Was ich liebe, denkt eben in diesem Augenblicke an mich, beschäftigt sich nur mit mir, und was ich süsses und zärtliches fühle, wird in diesem Augenblick für mich gefühlt.

K**

Der Bettler.

Vor einigen Monaten hat in Paris auf öffentlicher Strasse ein Bettler gegen dir Abschaffung der Rocktaschen ein Lamento angestimmt, da diese Neuerungssucht für ihn trauriger ist, als es die Existens der Assignaten für Frankreich war. Der arme Job gewann sonst des Tages einen Franken und mehr, jezt erhielt er kaum einige Kreutzer. „Wisst ihr rief er laut, warum mein Einkommen jezt so gering ist? — das kömmt daher, weil die Frauen keine Taschen tragen. Sonst waren sie mitleidig, freigebig, nun das ihre Taschen abgeschaft sind, sind ihre Herzen auch verschlossen. Wenn ich um ein Almosen bitte, bekomme ich Antwort: mein Freund ich habe nichts bei mir es ist mir leid u. s. w. — Ach die Mode hat mit Abschaffung der Taschen mir den Verdienst des Lebenunterhalts abgeschaft!

H**

Schaals (Schawl) von Kaschemir.

Bei dem allgemeinen Gebrauch der Schaals wird es unsern Leserinnen nicht unangenehm seyn, das Vaterland der Schaals oder ihren Geburtsort zu erfahren. — Es ist die Stadt Kaschemir, oder vielmehr das ganze Königreich in Asien gleiches Namens. In der Reisebeschreibung Georg Forsters aus dem englischen von Meiners übersetzt kömmt folgende Stelle vor. Pag: 18. im 2ten Band.

Den größten Theil seines Wohlstandes hatte Kaschemir von jeher den Manufakturen von Schaals zu danken, die noch jezt unerreicht, und beinahe kann man sagen, ohne Nebenbuhlerinn sind. Die Wolle, aus welcher die Schaals gewebt werden, fällt nicht im Lande selbst, sondern in gewissen Gegenden von Thibet, die eine ganze Monathreise weiter gegen Nordosten liegen; die Wolle ist ursprünglich dunkelgrau, und wird in Kaschemir durch eine Zubereitung aus Reismehl gebleicht. Das Garn aus dieser Wolle wird auf solche Arten gefärbt, wie man für die Verkäuflichkeit der

Waare am vortheilhaftesten hält. Der Rand, oder Saum, der meistens allerley Figuren oder wenigstens Farben enthält, wird an die fertigen Schaals angesetzt, aber so fein, daß man die Stelle, wo dieses geschehen ist, nicht erkennen kann. Die Weberey der Schaals hat Aehnlichkeit mit den Europäischen. Der Preis eines Schaals von gewöhnlicher Güte ist vom Webstuhl acht Rupien. Er steigt bis zu fünfzehn und zwanzig. Ja ich habe ein sehr feines Stück gesehen, was aus der ersten Hand vierzig Rupien gekostet hatte. Der Preis der Schaals kann durch Einwirkung von Blumen sehr erhöht werden. Und wenn man daher versichert, daß man dem Weber, für ein Stück, hundert Rupien gegeben habe; so darf man sicher annehmen, daß die Hälfte dieses Preises für die Verzierungen bezahlt worden.

Ein Theil der Einkünfte von Kaschemir wird in Schaal-Waaren nach der Hauptstadt des Anfangen-Reichs übermacht. — Die Schaals sind gewöhnlich von drey Sorten. Zwey derselben, die langen, und die viereckigen werden am häufigsten in Hindostan getragen. Die langen und sehr schmaalen, die eine starke Mischung von schwarzer Farbe haben, dienen den nördlichen Asiaten als Gürtel.

Bernier hingegen, (auch ein orientalischer Reisende) giebt von den Kaschemirischen Schaals, ganz andere Nachrichten; die Schaals, sagt er, sind gewebte Stücke die etwa anderthalb Ellen lang, und eine Elle breit sind. Sie haben an beiden Ende Stickereyen, welche man auf Rahmen macht, die ohngefähr einen Fuß breit sind. Die Mongoln so wohl als Hindus von beiden Geschlechtern tragen sie im Winter auf dem Kopfe, und lassen sie über die Schultern, als Mantel herabhängen. Man macht zweierley Sorten, die eine aus inländischer Wolle, die viel feiner und zarter als die spanische ist; die andern aus einer Wolle, oder vielmehr Haaren, Taug genannt, welche auf der Brust wilder Ziegen in Gros - Thibet wachsen. Die letzteren sind theuerer als die ersteren. Auch ist kein Bieberhaar so fein und weich, als das Haar der tibetanischen Ziegen. Das Schlimste bei den Schaals aus Ziegenhaaren ist dieses, daß die Motten leicht hineinkommen, wenn man sie nicht häufig lüftet.

Ich gestehe es aufrichtig, daß Berniers Erzählung bei mir mehr Gewicht hat, als die Forsterische.

M.

LXXV

Sprechen und Schweigen.

Die Römer fühlten es so sehr, wie nützlich das Schweigen sei, daß sie es vergötterten. Sie opferten der Göttin Mutay damit sie Verläumdungen verhütte. — Ach was würde aus vielen unserer Gesellschaften werden, wenn dieser Gottesdienst noch bestände!

Das Stillschweigen ist sehr oft nothwendig, und welches Mittel ist wirksamer Streit und Zank zu verhütten? das Stillschweigen: — Unter gewissen Umständen verräth es einen Heroism, unter andern, Feigheit. — Man erinnere sich der rührenden Geschichte, wo ein Gries unter den Namen seines Sohnes von einem revolutionairen Tribunal verurtheilt wurde, und heldenmässig bei dieser Irrung schwieg, da er nun statt seinen Sohn sterben mußte. Hier handelte der Vater sehr edel aber noch edler würde der Sohn gehandelt haben, wenn er wo jener schwieg, gesprochen hätte.

In manchen Gesellschaften spricht man bald zu viel, bald zu wenig; beides ist nicht genügend. Wer zur rechten Zeit spricht, thut im=

mer wohl. Am besten man hält sich an den Satz. In medio virtus.

Sp**

Falsche Schaam.

Die Natur; die Verhältnisse der Schicklichkeit und des Anstands haben ein zartes Gefühl in unsere Herzen gelegt, welches sehr zweideutig in seinem Daseyn, wo nicht als Richter unserer Handlungen, doch als Beisitzer dieses kritischen Richteramtes seine Stimme geltend macht, wenn sie auch noch so leise ihr Konklusum vorträgt.

Die wahre Schaam ist der Tochter der Reue, eine bald verzehrende, bald tröstende Bestimmtheit des Urtheils über das selbstgefällige Ich. Es giebt Handlungen die wir bereuen, theils, weil sie nicht nach Wunsch gelungen theils weil die kältere Gegenwart der Vergangenheit rasche oder unmoralische Schritte mißbilligt. Wenn die Geisel der Kritik sie mag im Herzen selbst entstehen oder von andern auf-

uns geschwungen werden, unsere Thaten, Schwachheiten, Eigenheiten u. s. w. rügt, und wir einsehen, daß der Egoißmus uns verleitet hatte uns selbst zu hoffieren, so tritt die Schaam an die Seite der Einsicht, und wir sind auf dem Wege der Besserung. Aber wehe, dem Menschen! dem die Schaam ein Popantz geworden ist, der in der Verstocktheit seiner Ideen, kein Gefühl der Reue kennt, und das Point d' honneur aufgiebt, und beschwichtigt, wenn seine Handlungen vom Eigenutze befriedigt werden

Die falsche Schaam hingegen ist ein mißverstandenes Gefühl, eine Bescheidenheit und Verleugnung zur unrechten Zeit. Sie will schonend gegen Fremde verfahren, und setzt sich selbst in ein falsches Licht, oft mehr als das, sie bereitet sich Schmerzen und Kränkungen, und verzehrt sich im Stillen.

Wie viel Mißverständnisse giebt es in Ehen aus falscher Schaam. Es entsteht ein kleiner Fehler der die Zartheit der Verhältnisse zu trüben scheint, man verheimlicht ihn, der Argwohn bethört die eine Parthei, und die lebhafteste Unruhe verbittert ihr Leben.

Diese Art falscher Schaam findet noch Entschuldigung, aber nicht jene, die aus Eitel-

keit, Sucht zu glänzen, und derlei Motiven entspringt. z. B: Es schämt sich ein Kind, daß Verdienste über die Berechtigungen seiner Geburt erhoben haben, seiner Eltern, ein Arbeiter seines Handwerks, eine aufgeklärt sein wollende Gattin ihres simplen Gatten, und so umgekehrt. Oder man unterläßt eine gute Handlung, weil die Deszendenz der großen Welt nicht schicklich scheint. Mancher würde Wohlthaten gegen Geringere üben, aber er kann sich nicht wegwerfen und selbst die Leidenden trösten. Die galante Welt rümpft die Nase, und dieß unbedeutende Rümpfen bewegt zur falschen Schaam.

Muth gefaßt ihr Brüder die ihr an dieser erträumten Krankheit daniederliegt, richtet euch auf unter dem Drucke eines Wahnes der oft euch, und euerm Nebenmenschen Schaden bringt, nnd laßt die edlen, reinen, frommen Ausbrüche des Herzens nicht aus falscher Schaam unterdrücken.

Sp**

Die Syrenen.

In dem Werk des Doktors Chisholm, über das Pestfieber, findet sich folgender interessante Aufsatz.

Als ich mich im Jahre 1797 in Berbice auf der Plantage des Herrn Gouverneurs von Battenburgh befand, kam unter andern auch die Rede auf ein seltenes Thier, welches man in den Gewässern dieser Kolonie gesehen hatte. Es ist die für fabelhaft gehaltene Syrene oder Meerjungfer (Meerfräulein). Die Indier nennen sie Mene, oder Mutter der Gewässer.

Nach des Gouverneuers Beschreibung ist der Obertheil des Körpers der menschlichen Gestalt ähnlich. Der Kopf im Vergleich mit dem Ganzen klein, bei manchen kahl, bei den meisten aber mit schwarzen Haaren dicht bewachsen. Ihre Schultern sind breit, und die Brüste stark und wohl gebaut. Der Untertheil des Körpers endigt sich in einem Fischschwanz von ungeheuerer Größe, und ist einem Delphinischen ähnlich; die Farbe des Körpers ist schwarz, oder gelblich braun.

Dieses Thier erzeugt bei den Indieren Hochachtung und Furcht. Sie glauben, daß

wenn man es tödtet großes Unglück daraus entstehe, deßhalb ist es schwer eines zu bekommen. Man bemerkt die Syrenen bei stillen Wetter auf der Fläche des Gewässers sitzend. Ihr Schwanz ist unter dem Wasser verborgen, außer wenn sie vor irgend einem Gegenstande die Flucht ergreifen, wo dieser dann ober dem Wasser in einem weiten Raum sich bewegt. Gewöhniglich pflegen sie ihre Haare zu glätten, oder ihr Gesicht und Bussen mit den quasi Händen zu streicheln. Schon oft hat man sie für indianische Weiber angesehen, die sich baden.

Mehrere Personen von Abary und Machaycony bestättigten die Erzählung des Gouverneurs. Auch der Kapitain Stedman, bezeugte im dem Bericht über seine Expedition gegen die Neger in Surinam, im Jahre 1772 bis 1777, daß das Thier, die Meerjungfer genannt, wirklich existire. Er sagt, es wäre ein Säugthier und das Weibchen unterscheide sich durch ihre Brüste vor dem Mänchen. Die schwarzen Haare versichert er, wären blos Floßfedern, die bis über den Rücken herabgingen, da er aber diese Bemerkung Negern zu verdanken hat, so kann es sein, das diese von Furcht geblendet sich geirrt haben.

Der Leser vergleiche diese Nachricht mit jener des Lord Manboddo, und glaube was er will. Indeß kommen meine Nachrichten von respektablen Personen, um nicht eine Aufmerksamkeit zu verdienen.

W**

Zerstreute Blätter.

VI.

Eigenliebe und Eitelkeit.

Die Eigenliebe besteht darin, daß man sich mehr schätzt und liebt, als andere; die Eitelkeit ist eine Modulation der Eigenliebe, und zeigt was jene verbirgt. Die erste ist nothwendig, die andere lächerlich. Der Unterschied zwischen ihnen ist, daß die eine große Thaten erzeugt, wo die andere in Don Quixotiaden ausartet. Zehn Personen von Eigenliebe beherrscht werden einig mitsammen leben; zwei eitle Menschen hingegen, harmonieren nie miteinander.

Cleant ist von Natur furchtsam. Seine Miene, seine Blicke, sein Gang verrathen Verlegenheit. Er ist empfindlich: eine Kleinigkeit setzt ihn in Flammen; ein bloser Verdacht beleidigt ihn. Cleant spricht wenig von sich, denn er denkt an sich. Lobt man eine schöne Handlung, eine gute That, so erröthet er; sein Blut kömmt in Wallung, und man liest auf seiner Stirne deutlich das anche io son pittore. Diese Lobeserhebungen scheinen ihm so viel Vorwürfe, und die Gegenwart ist ihm ein Sporn für die Zukunft. Cleant besitzt Eigenliebe.

Florville ist leichtsinnig, unbestimmt, hochmüthig. Er sieht die Männer kaum an, und gafft unverschämt den Weibern ins Gesicht. Die eine verachtet, die andern beschimpft er. Er spricht geschwind, und mit einem Schwall von schönen Worten. Niemand wird von ihm gelobt, denn sein eigenes Ich beschäftigt ihn zu sehr, und überall spricht er von dem, was er gethan, und noch thun will. Bei allen wichtigen Ereignissen hat er mitgewirkt, oder er hat sie vorhergesehen. Seiner Verwendung, seinen Talenten hat man dieß Gesetz, jenen Sieg zu danken, und leistet jemand anderer etwas wichtiges ohne seiner Konexion, so lächelt er, spöttelt und kritisirt, wobei sein eigen Ich un-

merklich im Vordergrund zu stehen kömmt. Florville ist eitel.

Es trift selten zu, daß die befriedigte Eigenliebe nicht in Eitelkeit ausarte, und es ist fast unmöglich, die Existens eines gesättigten Ehrgeitzes ohne Verwandlung in Hochmuth sich zu denken.

Werner.

Der Spieler.

Das Ohngefähr führte mich dieser Tagen in ein Coffee-Haus. Es war in einem der schönsteu Frühlings Abende, an einem Tage, wo die Natur, oder das neue Schauspiel, die Zuschauer der gewöhnlichen oder geordneten Kunst an sich zog. Ich drang, mich einer finstern Meditation überlassend, in ein, von der alldort versammelten Menge entferntes Gemach, und setzte mich in eine Ecke sinnend über einen Gegenstand, welcher mir sehr am Herzen lag. —

Das Geräusch von einigen eintrettenden Personen riß mich aus meinem Tiefsinn; ich blickte auf und gewahrte drei Männer, die sich unter stillschweigenden Verbeugungen zu einem Spieltisch sezten, und ein nur unbekanntes Spiel begannen. — Im Zimmer war es still, wie in einem Grabe, nur der Klang des Geldes wiederhallte auf dem blanken Bankteller. Die Mienen der Spielenden charakterisirten sie; der Gewinnende lächelte selbstzufrieden seines Glücks; der Verlierende rollte mit den Augen, und eine heimliche Wuth verzog die Breite des Mundes zu einer sarkastischen, sich selbst aufdringenden Ruhe; indem sie die rothen Lippen schwellte. Ich stand von meinem Sitze auf, und stellte mich hinter den Stuhl eines jungen Mannes, dem das Unglück eigens zu verfolgen schien. Eine Summe nach der andern ging verlohren, und eine Seelenvolle Angst wüthete in seinem Innern. Die Verzweiflung wollte endlich alles gewinnen oder alles verliehren, und sein Va Banque stürzte aus einer Brust hervor, die sich in diesen wenigen Worten zu entathmen schien. — Der Schlag schlug fehl, und der junge Mann wimmerte mit zitternden Lippen „verlohren" und sank vom Stuhle herab. — Man brachte ihn wieder zu sich, und

er wurde nach Hause geführt. Den andern Tag besuchte ich ihn. Er lag krank darnieder. Bei seinem Bette weinte ein junges Weib, welche in den Krämpfungen des Schmerzens einen Säugling an ihre Brust drückte. O Gott mein armer Mann! schluchzte sie; — ach, das unglückliche Spiel! —

Ich erkundigte mich nun nach den Umständen, und erfuhr, wie nach die verderbliche Spielsucht den jungen Mann in ein Labirinth gelockt, aus welchen er sich durch einen Kassaeingrief, verbunden mit der Hoffnung auf dem nächsten Gewinnst zu retten suchte. — Der Hilfe Wahn war zerstoben, das fürchterliche Va Banque schlug fehl, und keine Rettung vor Elend und Schande labte den Verirrten. —

Der Jammer dieses sonst so guten Menschen, und seiner Gattin rührte mich, ich schoß ihm die nöthige Summe vor, und das Ungewitter verzog sich. — Wohl dem Verirrten, daß er gewitzigt von nun an die Bahn mied, die nur zu Elend und Schande fortführen muste.

O! Warum tönt meine Stimme nicht in die jungen Herzen, welche sich von der Spielsucht hinreissen lassen, warum dringen meine Worte nicht zu den Ohren dieser Unglücklichen,

die einen Pfad wandeln, der alle bessern Eigenschaften des Menschen ableitet, und einem Ziele zuführt, an welchem der blühendeste Jüngling, zu einer Schreckensgestalt wird. — Die Spielsucht ist das Grab jeder großen Tugend, jedes sanften, milden, süßen Gefühls. Sie trocknet gleichsam alle Säfte aus, und verhärtet das Herz gegen die Liebe zur Gattin, Kindern und Eltern. Sie raubte uns jeden Genuß der Freude, und das marternde Daseyn eines angstvollen Lebens füllt jede Stunde des Tages aus. Der Friede wird so einem Herzen fremd, so wie die Natur, und keine friedlichen Bilder umschweben die Gedanken; nur an Kartenfiguren heftet sich der innere Sinn! Wehe denen, die an dieser Verbildung schuld sind! — Wohl denen, die meine Worte beherzigen! —

Sp**.

Züge von Edelmuth einiger Mameluckcn.

Als Mehemet Bey seinen Schwiegervater und Wohlthäter überwunden hatte, ließ er alle diejenigen ermorden, die Alis Parthey gefolgt waren. Bei seiner argwöhnischen Grausamkeit ließ er einen Bey die Zunge und die Hand abschneiden, obgleich sein ganzes Verbrechen in weiter nichts bestand, als daß er nicht an seiner schändlichen Verrätherey hatte Theil nehmen wollen, sondern demjenigen treu geblieben war, dem er sein Vermögen und seine Erhebung verdankte. Der Unglückliche faßte über seinen Gegenstand Verzweiflung, und er gab daher einem seiner Mameluckcn, der ihm großmüthiger Weise gefolgt war, zu verstehen, wie unerträglich ihm

das Leben sey, und wie sehr er wünsche, davon befreyet zu werden; er beschwur ihn endlich, ihn in den Nil zu stürzen, auf welchen sie damals fuhren, um sich an einen Verwaisungs-ort zu begeben. Der Mameluke nahm das Wort, und rief aus; „Ja, mein Herr! ich fühle den ganzen Umfang eures Unglücks, ich begreife wie sehr euch das Leben in eurem äußersten Elende eine Last ist, die ihr nicht länger mehr tragen könnt. Nun wohl an! Ihr sterbt, aber Ihr sollt nicht allein sterben.“

Der Mameluke umfaßt bey diesen Worten seinen Beschützer, packt ihn, drückt ihn fest an seine Brust, und stürzt sich mit ihm in den Fluß, wo sie beide ertrunken, und sich einander fest umarmt hielten.

Sonini.

Als Murat Bey von Ismael auf eine Zeitlang aus Kairo vertrieben worden war, und sich zu den Arabern nach Oberägypten geflüchtet, hatte sich einer von seinen Mameluken, ein alter mit Wunden bedeckter Kia-

schef auf eines von seinen Gütern zurückgezogen, das von der Stadt entfernt lag. Der Sieger schickte einen von seinen Vertrauten an ihn ab, um ihn zum Uebertritt auf seine Seite zu bereden; er stellte ihm vor, daß er in seinem Alter und mit seinen schlechtgeheilten Wunden nicht im Stande wäre, sich mit seinen Gönner wieder zu vereinigen, bey welchen er überdieß nichts als Elend und Armuth antreffen würde; wollte er sich hingegen nach Kairo verfügen und zur Partei des Sieges übertreten, so verspreche man ihm Reichthümer und Ehrenstellen. Der redliche Mann erwiederte Ismaels Abgeordneten, er danke dem Bay herzlich für seine Anerbiethungen, aber er könne sie nicht annehmen, weil er alles, was er besäße von seinem Herrn, Murat, hätte: er sey ihm daher Treue schuldig, und er wäre entschlossen ihm bis ins Grab zu folgen.

Der edle Greis überließ wirklich alles sein Vermögen dem Sieger; er empfahl blos seine Weiber und Kinder seiner Menschlichkeit und bat ihn flehentlich, sie nicht vor Hunger und Elend umkommen zu lassen.

Er setzte hinzu, daß da er, weder aus Rachsucht noch aus irgend einem andern Beweggrunde, liebenswürdige Wesen, die er

verlassen mußte, der Unterstützung beraube, so vertraue er sie mit Zuversicht der göttlichen Vorsehung an, die Redlichkeit und Erkenntlichkeit beschützt, und Verrath und Undankbarkeit straft.

Sonini.

Die Sucht zu glänzen.

Wenn wir genau der Grundursache des Luxus, der Verschwendung und Modethorheiten nachspüren, so finden wir das Entstehen dieser Klinkalerien blos in der Sucht zu glänzen. Es giebt Tausende, die über ihr Vermögen thun, um nur öffentlich brilliren zu können, indeß Kummer und Noth in ihren einsamen Kammern herrschen. Bälle, Redouten, Spaziergänge, gesellschaftliche Zirkel gewisser Gattung, und derlei verherrende Motive bestimmen den Antheil, welchen sie bei der Sucht zu glänzen austheilen. Beiderlei Geschlechter wollen sich gegenseitig beliebt machen, und suchen durch die

Wahl der Kleidung zu imponieren, oder zu reitzen. Sey es nun, daß sie über Herzen oder Meynungen eine Gewalt dadurch zu erlangen glauben, so fließt ihr Bestreben doch nur aus einer Quelle.

Gehen wir ins Detail, und fangen bei dem schönen Geschlechte an, welches wir in Reiche und Arme zertheilen. — Die Reichen können zwar der Sucht zu glänzen Genüge leisten, ohne daß von dieser Seite ihr häusliches Glück zertrümmert würde, aber der Luxus hat nichts destoweniger Einfluß auf ihre Sitten. Es mischt sich eine gewisse Leichtigkeit hinein, die so leicht ist, als der Anzug, und mit der Sucht zu glänzen, das Grab vieler Tugenden im moralischen und häuslichen Fache wird.

Hat der Zufall einem armen Mädchen ein Lärvchen bescheert, die man hübsch, wohl gar schön nennen kann, haben die Männer ihre Reitze gelobt, sich von diesen hingerissen, überwältigt gezeigt, so wird die Schöne nicht anstehen so viel als möglich mit Hilfe des Putzes zu glänzen, und sich Hilfsmittel bedienen, welche durch ihre Ausdehnung die reinsten Grundsätze umstossen. Uiberhaupt sind die Weiber, wenn es darauf ankömmt ihre Eitelkeit zu befriedigen keine Pierinnen.

Die Männer ihrer Seits erstrecken die Sucht zu glänzen nicht so wohl auf die Kleidung, sondern auf noch andere lebende, und leblose Sachen. Ihre Pferde, Hunde, Wägen, Einrichtungen u. s. w. nehmen Theil daran, und befördern den Ruin derjenigen, welche es andern gleich machen wollen, ohne die Kraft dazu in ihren Händen zu haben.

Wieder giebt es eine andere Sucht zu glänzen, ich meine die, in erborgten, oder wirklichen Kenntnissen: z. B. Unsere jungen seynsollenden Kantianer thuen sich etwas zu gute darauf, wenn sie in einem Schwall, ihnen unverständlicher Worte, die plattesten Sachen mit Wichtigkeit vortragen, und dem Zuhörer glauben machen wollen, ihre Urtheilskraft habe sich Kants Ideen angeschmiegt. — Das wahre Verdienst sucht nie zu glänzen, es handelt und wirkt im Stillen, und zwischen einem Manne von Welt, und dem Jenigen, der von der Sucht zu glänzen befallen ist, ist noch ein großer, sehr großer Unterschied.

Jeder Glanz blendet, und das Sprichwort sagt ganz richtig: Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Noch giebt es eine Art zu glänzen, die mit dem sonderbaren, auffallenden verknüpft ist.

Diese Gattung von Menschen, welche damit befallen sind, heißt man Sonderlinge, Schwärmer u. s. w. Eine Sonderbarkeit reißt oft mehr hin, als die schönste Einfachheit, und das ungewöhnliche wirkt auf uns mit magischer Gewalt. Nichtsdestoweniger büßt der Täuschende sehr oft den Kitzel der Eitelkeit, und beweint im reifen Alter, von bitteren Erfahrungen zur Erkenntniß gebracht, den schnöden Triumph geglänzt zu haben.

P**

Die männlichen Koketten.

Das schönere Geschlecht hat durch Verjährung, und den Geist der Zeit, fast eine Art von Privilegium in unserer Denkungsart erhalten, nach welcher ihre die Koketterie (Sucht jedermann zu gefallen) als Folge einer bestimmten Natürlichkeit angerechnet, und nachgesehen wird, ohne daß die weibliche Würde, (wenn das Bestreben zu gefallen nicht von der schlimmen Art ist) darunter leidet.

Was man in dieser Rücksicht den Weibern verzeiht, kann man den Männern nicht anders als hoch zur Last legen, denn, wenn eine bescheidene Kokotterie das Weib liebenswürdig macht, so wird sie beim Manne eine Blöse, eine Herabwürdigung des Karakters, welche die Eigenthümlichkeit der Männer, Seelengröße, unter die Phantome versetzt.

Eine männliche Kokette ist eine Zwitergattung der moralischen Tendenz, ein Wesen ohne Bestimmtheit bei Anmassungen, willkührlich nach der Regel, ein Gefanger seiner Schwachheiten, eine Lockspeise falscher Urbanität. Bei soliden Männern wird sie verrächtlich, den Weibern lächerlich und herabwürdigend, denn diese lieben keinen derlei Einspruch.

Es ist Jammerschade wenn man ein süßes Herrchen ansieht, daß so wenig den Forderungen der Männlichkeit entspricht; — welche Affektation leitet die Wendungen des Körpers, welcher Wust von schönen aber nicht ssagenden Worten strömt von seinen Lippen, welcher krichende lässige, fade Ideengang paart sich mit einer Hingebung, die Zartheit, und feines Gefühl zu beherrschen scheinen. Die Kleidung hat eine ängstliche Sorgfalt geordnet, und als den Tonnleiter des selbstgefälligen Ichs zur Schau ge-

stellt; kurz der ganze travestirte Mann besitzt keine von den Tugenden, als ihrer nöthig sind, von soliden Männern hochgeschätzt zu werden.

Gewöhnlich sind die Mütter, oder vielmehr ihre Erziehung der Männer, daran Schuld. Sie modelln an den Knaben und Jüngling, zieren und prägen ihm Eigenthümlichkeiten ein, die wohl der Mutter gefallen, welche das Idol mit übertriebener Empfindsamkeit zur männlichen Kokette vorbereitet; aber selbst dann von andern Weibern belächelt und gehaßt werden.

Wenn es darauf ankömmt, bei Weibern sich beliebt zu machen, so haben diese Gattung von Männer keinen Willen. Sie schmiegen sich in alle Launen ihrer Herzensgebieterin, und sind so demüthig wie ein böses Gewissen.

Hohn und Schande diesen Auswürflingen, die das männliche Geschlecht herabsetzen, und die Würde ihrer Existens vergeben. Die Geisel der moralischen Kritik ruht mit Recht auf ihnen, bis die Verkehrtheit ihres Handelns und Wandelns den Schleyer durchdringt, der ihren Verstand bedeckt.

W**

Spanische Sprichwörter.

Es giebt kein schöneres Gebet als folgendes: Mein Gott, behütte mich vor mir selbst.

Ein jeder böser Mann, wird seinen bösen Tag haben.

Der eitle Ruhm trägt Blumen, aber keine Früchte.

Wer nicht zweifelt, versteht nichts.

Zittre das Unglück zu erwecken, wenn es schläft.

Wer alles verspricht, hält nicht Wort.

Sey stumm wenn du giebst, laut wenn du empfängst.

Geographisches Detail des Kostums unserer Elegants.

Die Hosen sind türkisch,
Die Strümpfe holländisch,
Die Stiefeln preusisch,
Die Weste ungarisch,
Der Rock englisch,
Die Haare römisch,
Der Hut russisch.

So trägt ein einziger Mann alle Moden Europas.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Störchel,

Bibliothek für Freunde des feinen Geschmacks, zur angenehmen Unterhaltung

Bd.: 2

Leipzig 1802

P.o.germ. 1421 m-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120817-7